

Am Sambesi.

Eine afrikanische Reise.

Aus dem Französischen
von
Ch. Correvon, Pfarrer.

Frankfurt a/M.
Johannes Schergens.
1897.

[François Coillard]

Am Sambesi.

Eine afrikanische Reise.

Aus dem Französischen

von

Ch. Correvon, Pfarrer

in

Frankfurt a. M.

(1897)

Frankfurt a. M.
Verlag von Johannes Schergens.

St. Johannis-Druckerei, Dinglingen (Baden).

SUD AFRICAIN



Mlle Borel del. Neuchâtel

Vorwort.

Alles, was an den großen Livingstone erinnert, ist der Christenheit wert und teuer. Der Mann, dessen schlichtes, edles Denkmal ich voriges Jahr in den prächtigen Anlagen Edinburgs bewundern durfte, mit der Bibel in der rechten Hand, während die linke sich auf einen Urlöwen Afrikas stützt, der Mann, auf dessen sterbenden Lippen ein letztes Gebet für Afrika war; der Mann, welcher der Kultur und dem Evangelium durch die dunkle Welt des großen Kontinents eine lichtvolle Bahn erschlossen, verdient wahrhaftig den Namen: „Der große Livingstone.“ Freilich, auf diese Größe hat er nie und nimmer spekuliert. Ihm war es genug, die Größe seines Herrn und Heilandes den armen, verkommenen Negern Afrikas verkündigen zu können. Diesem Gott gegenüber kam er sich selbst stets klein und schwach vor. Das war der Stempel seines heldenmütigen Glaubens. Er war in seinen eigenen Augen nichts als Staub und Sünde. Gott war ihm Alles, ja Alles! Und darum drang er mit eiserner Ausdauer immer tiefer, immer weiter in das dunkle Herz Afrikas ein, von dem einzigen Wunsch getragen, auch diesen gewaltigen Weltteil für seinen Herrn und Heiland zurückzuerobern, nach seinem eigenen, beständigen Gebet: „Afrika für Jesus!“

In die Fußstapfen jenes großen Missionars trat dann, von demselben Geist und Glauben getrieben, der Mann, dessen herrliche, wenn auch schwere Missionsarbeit am Sambesi der Gegenstand des gegenwärtigen Büchleins ist. Alle christlichen Kreise Frankreichs und der Schweiz verfolgen mit dem wärmsten Interesse das Werk des Missionars Coillard, und wir

sind der frohen Zuversicht, daß die gegenwärtigen Mitteilungen über diesen echten Missionar und Christen, dessen persönliche Bekanntschaft wir voriges Jahr im gastlichen Hause des frommen Bischofs von Exeter, sowie bei den Versammlungen der evangelischen Allianz in London, machen durften, auch in Deutschland ein lebhaftes Echo finden werden. Das Reich Gottes kennt keine territorialen Grenzen. Und gerade so, wie während der Hugenottenverfolgungen Frankreich seine besten Bürger an Deutschland abgab, die hier eine herzliche Aufnahme fanden, hoffen wir, daß die Missionsfreunde in Deutschland mit Freuden Kenntnis nehmen werden von der schönen Missionsarbeit des Franzosen Coillard am Ufer des Sambesi. Ja, noch mehr, wir dürfen wohl von ihnen erwarten, daß sie dieser Arbeit betenden Herzens und mit offenen Händen stets gedenken werden! In dieser Hoffnung habe ich der Bitte des Verfassers dieses Büchleins Folge geleistet und es gerne in die deutsche Sprache übersetzt. Möge es auch unter uns in Deutschland mit dem reichsten Segen unseres Gottes seine Wege gehen, zum neuen Eifer für die große, heilige Missionssache anspornen und fruchtbar anregen! Das walte Gott, der treue Herr Seiner Kirche drüben und hüben!

Frankfurt a. M., 1897.

Ch. Correvon, Pfarrer.

Werke, welche in diesem Buche erwähnt sind:

David Livingstone, sa vie et son œuvre. (Garden-Blaikie.)

Explorations dans l'Afrique australe. (David et Charles Livingstone.)

La Mission au Zambèze. (Théophile Jousse.)

Une femme missionnaire. (Mme. C. Rey.)

Garenganze, seven years pionneers mission Work in Central Africa. (Fred. St. Arnot.)

Journal des Missions Evangéliques. Paris.

Souvenir d'Henry Dardier.

Nouvelles de nos missionnaires. Société neuchâteloise des Missions.)

Lettres africaines. (Alfred Bertrand.)

Das Land.

Wenn ihr Erzählungen liebet, dann leset die Geschichte," pflegte der berühmte französische Staatsmann Guizot zu sagen.

Und in der That, giebt es etwas Interessanteres, als die Schilderung solcher Ereignisse, von denen wir wissen, daß sie wahr sind, und deren Folgen sich von Geschlecht zu Geschlecht vor unseren Augen entrollen? Giebt es etwas, das mehr imstande ist, unser geistiges oder geistliches Leben anzuregen, als die Betrachtung eines in edler Weise erfüllten Lebenslaufes, dessen Früchte bleiben? Nun, dieser Gedanke drängt sich uns auf, wenn wir an die Spitze dieses Kapitels den Namen Livingstones schreiben. Denn er und kein anderer war das erste Werkzeug in der Hand des Herrn, zur Erfüllung des herrlichen Werkes, welches uns hier beschäftigen soll. Als Missionar im Dienste der Londoner Missionsgesellschaft, war er an der Seite seines Schwiegervaters Moffat zuerst in Kuruman, dann in Kolobeng thätig, immer von dem einen Gedanken beseelt: die Unermeßlichkeit Afrikas, die Unermeßlichkeit der Bedürfnisse, die gebieterische Verpflichtung, denselben zu entsprechen, und die Notwendigkeit, zu diesem Behufe eine neue Aera von Entdeckungen zu eröffnen. Er wünschte, daß sein Komitee, eine Erweiterungspolitik verfolgend,

überall hin eingeborene Arbeiter aussende, und seine erste Erforschungsreise hatte keinen anderen Zweck als den, eine günstige Gegend zu finden, von wo aus ein wohlausgeführtes Werk sich ausdehnen könnte. Er meinte diese Gegend gefunden zu haben und zwar bei der Einmündung des Leba in den Sambesi. Später schien ihm das Land der Makololos dazu noch günstiger; in demselben würde, nach seiner Ueberzeugung, der echte Kern der schwarzen Völkerschaften sein. Gerade dieses Land ist es, wohin die Pariser Missionsgesellschaft die „Sambesi-Mission“ zu gründen geführt wurde.

Livingstone selbst glaubte nicht, zu diesem Werke berufen zu sein; die genaue Kenntnis des Landes und seiner Sitten, die er sich bei dieser Reise erworben, zeigte ihm deutlich genug, daß das größte, jeden Fortschritt hemmende Hindernis die Sklaverei sei, welche er jahrelang in aller Nähe beobachten konnte und deren schauerliche Einzelheiten sein Herz bluten ließen; darum setzte er auch seine ganze Energie daran, der Sklaverei dadurch den Todesstoß zu geben, daß er das dunkle Herz des Festlands mit der einen oder der anderen Küste durch irgend einen, dem Handel gangbaren, Weg zu verbinden suchte. Dieses gewaltige Unternehmen gelang ihm nur zum Teil, aber niemand kann leugnen, daß seine Anstrengungen, seine heldenmütige Ausdauer, verbunden mit einem wunderbar praktischen Sinn und einer innigen Frömmigkeit, reelle Früchte getragen haben. Zum Beweis dafür könnten wir die Entdeckungen anführen, durch welche er die Wissenschaft wesentlich bereichert hat; wir begnügen uns aber, die Thatsachen zu erwähnen, daß in allen, von Livingstone einst durchwanderten Gegenden, die Missionare stets ehrfurchtsvoll und freundlichst als „Söhne Livingstones“ aufgenommen und begrüßt wurden. Das war ganz besonders bei Coillard und Arnot der Fall.

So wollen wir nun der Ankunft Livingstones in der uns interessierenden Gegend beiwohnen. Nachdem er die Wüste des Kalaharis durchreist und den Ngamisee entdeckt hatte, erreichte er Linyanti, die Hauptstadt seines Freundes Sebitoane, eines weisen und Vertrauen erweckenden Fürsten, dessen Einladung die Veranlassung zu dieser Reise war. Von da aus, die nordöstliche Richtung einschlagend, hat er die Freude, als erster Europäer an dem Ufer eines Flusses anzukommen, den er als den Sambesi erkennt, obwohl alle ihm bekannten Karten denselben weiter östlich legen: es ist ein Fluß, tief und reißend, der in der trockenen Jahreszeit 300 bis 600 Meter Breite hat, im Winter um mehrere Meter steigt und sich dann über eine Fläche von ungefähr 25 bis 30 Kilometern erstreckt.

Von einem die Wasserfälle von Ngonye beherrschenden Felsen aus bewundert er, wie er sagt, eine der schönsten Landschaften, die er je gesehen. Dann fährt er stromaufwärts, ohne sich zu sehr von dem Ufer zu entfernen, um den Flußpferden aus dem Wege zu gehen, die dort in den Wassergründen in zahlreichen Scharen sich aufhalten und den Fahrzeugen oft recht verhängnisvoll werden können. Entzückt durch die Mannigfaltigkeit und Schönheit des Vogelgesangs, staunt er zugleich ob der Pracht und Ueppigkeit des Pflanzenwuchses. In Naliele wundert er sich über die bunten Farben des Laubwerkes; er sieht in Fülle gelbe, rote, kupfer-, kastanien-, chokoladenfarbige, sogar tinteschwarze Blätter, mit allen Nuancen des Grünen gemischt. Jemehr er diese Gegend durchwandert, destomehr gewinnt er die Ueberzeugung, daß diese vermeintliche, aber unvergleichlich bewässerte Wüste, so viele Millionen Bewohner aufnehmen könnte, als sie jetzt nach Tausenden zählt.

Nachdem er sich bis zu den portugiesischen Besitzungen der westlichen Küste einen Weg gebahnt hat, fährt er stromabwärts mit einer Geschwindigkeit bis zu 100 Kilo-

metern täglich, ein Umstand, der uns einen Begriff von der Schnelligkeit des Stromes geben kann. Etwas fällt ihm dabei auf: jeder Wassertropfen scheint die Eigenschaft zu besitzen, daß er am Ende des Ruders wie eine Perle schimmert, sich langsam von demselben löst und wie Quecksilber fortrollt.

Vor Sesheke, wo er den Sambesi zum erstenmal erkannt hatte, entdeckt er die berühmten Wasserfälle Mosioa-Tunya (donnernder Rauch), die er mit dem Namen seiner Königin tauft (Viktoria-Fall); 35 Kilometer von denselben entfernt, erblickt er schon die Dampfsäulen, welche sich bis zu einer Höhe von 90 Metern über die Oberfläche des Wassers erheben, ehe die gewaltige Masse herabstürzt. Der Anblick der Fälle selbst ist natürlich mehr oder weniger imposant, je nach der Wassermasse. Als die Brüder Livingstone während der trockenen Jahreszeit den Fluß zum erstenmal sahen, bot er eine Fläche von mehr als 1600 Metern dar, und diese, durch mehrere Felsen unterbrochen, wurde in ebensoviele Abteilungen von verschiedener Größe getrennt. Die eine maß 800 Meter, andere nur einige Meter. Diese krystallhellen Wassersäulen, von einer Höhe von 120 Metern niederfallend, sind erst kompakt und durchsichtig, verwandeln sich aber plötzlich wie durch Zauberschlag in eine schneeige Masse, welche ihre funkelnden Demanten nach allen Richtungen hinausstreut, wie ebensoviel verwirrte Kometen.

Auch unsere Missionare freuten sich dieses großartigen Schauspiels, wohl eines der schönsten, welches der Mensch überhaupt je sehen kann.

Ihr Arbeitsfeld aber liegt stromaufwärts, in einer Gegend, wo die Inseln besonders zahlreich sind; diese, wie auch die hügeligen Ufer des Flusses sind mit Wäldern bedeckt und beherbergen sehr viele Elefanten und andere wilde Tiere. Der Boden jener Gegend hat eine rötliche



Wasserfall des Sambesi bei Ngonye.

Färbung. Dank den jährlichen Ueberschwemmungen gleicht das eigentliche Thal des Borotzes sehr dem Nilthal. Auch die Dörfer sind, wie in Egypten, auf die höchsten Punkte der Hügel gebaut. Während des Hochwassers erscheinen diese Dörfer wie viele in einen großen See gestreute kleine Inseln. Es ist natürlich, daß diese Ueberschwemmungen das Land ungesund machen. Wenn das Wasser sich zurückzieht, legt es einen großen Teil des Pflanzenwuchses bloß, welcher, den Sonnenstrahlen ausgesetzt, in Verwesung gerät und die Luft mit pestartigen Ansteckungsstoffen füllt, so daß selbst die Eingeborenen dem Fieber zum Raube fallen.

Der Reisende, welcher den Fluß von Sesheke nach Sefula hinauffährt, findet die Strecke außerordentlich eintönig und melancholisch. Die Ebenen, die Sandflächen, die Wälder, die Sümpfe folgen aufeinander, und das alles ist so still, daß man selbst am Tage die Gegend ganz öde glaubt. Nur die Hügel, welche dem Njoko entlang laufen, bilden die einzige Ausnahme. Die endlosen Wälder sind nicht ohne Interesse, wenn man von intelligenten Führern begleitet ist. Gerne machen diese aufmerksam auf die Fülle von allen möglichen wilden Obstbäumen, auf die verschiedenen Honigarten; dort zeigt man den Kautschukbaum, — einen prächtigen Baum aus der Familie der Feigenbäume, den die Barotsis mit Vorliebe auf den Gräbern der Könige pflanzen, und viele andere Arten, deren kommerziellen Wert sie leider nicht kennen. Die vielen, mit Korkrinde überdeckten Bäume fallen ganz besonders auf; nicht als ob dieser Kork zu irgend etwas zu gebrauchen sei; aber die Kultur wüßte sicher etwas daraus zu machen. . . . Diese sambesischen Wälder erinnern jedoch wenig an die des Aequators, noch weniger an die Europas oder Amerikas. Die Engländer nennen sie „Bush“: eine Fülle von Bäumen und Bäumchen, welche, durch die Stürme geknickt, gewöhn-

lich einem frühzeitigen Absterben anheimfallen. Die harte und undurchdringliche Erdkruste ist durch eine Sandschichte bedeckt. Daraus erklärt sich die häufige Lähmung des jungen Pflanzenwuchses, wie auch die wunderbare Fruchtbarkeit der Felder, deren Bewässerung unmöglich ist. Die natürlichen Wasserbehälter, welche miteinander durch unterirdische Kanäle oder Filtrierungseinflüsse verbunden sind, bilden zahlreiche Flüsse, wie den Seba, den Siboya, den Sefula, Kanyoyo u. s. w. Die Geologie wird einmal die mineralischen Reichtümer jener Gegenden offenbaren.*)

*) F. Coillard.

Charakter. — Sitten. Religion.

Bieten diese Gegenden dem Geographen, dem Naturforscher, dem Handelsmann, dem Reisenden das größte Interesse, wie vielmehr dem Missionar, der dazu berufen ist, den Charakter der Völker zu studieren, in deren Mitte er wohnt. In jedem sittlichen Zug kann er einen Wink, einen Anhaltspunkt für seinen Unterricht finden, oder im Gegenteil das Merkmal irgend einer Abnormität, die er bekämpfen muß.

Bei den Barotsis, gleichwie bei den Bassutos, erinnern mehrere Ueberlieferungen und Gewohnheiten an jüdische Traditionen, z. B. gewisse Reinigungen oder die Beschneidung (welche freilich nicht allgemein ist), oder gewisse Eigennamen von oft rührender und kindlicher Bedeutung. — Es wird in einer benachbarten Gegend erzählt, der Volksstamm sei aus einem Halbgott Namens Loa ausgegangen, welcher alle Tiere erschaffen und sie aus seinem Hause paarweise habe ausgehen lassen. — Die Barotsis haben eine Zufluchtsstadt, wo jeder, der sich den Zorn des Königs zugezogen, Schutz finden kann. Dann muß der Häuptling des Stammes sich seiner Sache annehmen und ihn vor dem König vertreten. — Kommt irgend jemand nach einer längeren Abwesenheit nach Hause oder in die Stadt zurück, so erwartet ihn ein Knecht mit einem Gefäß voll Wasser, das auf die Hände des Ankommenden ausgegossen wird (2. Kön. 3, 11).

Die vor und nach den Mahlzeiten vollzogenen Abwaschungen der Neger der höheren Klasse sind einfach hygienische Maßregeln, da der Eingeborene mit seinen Händen zu essen pflegt; bedient er sich hie und da eines Löffels, so ist es nur, um damit die Brühe oder die Milch auf die flache Hand zu schütten, und diese so dem Munde zuzuführen. Was die religiösen Gebräuche der Leute betrifft, so haben sie eine Art Altar, ein in die Erde gesetztes Horn im Schatten eines Gebüsches, wo sie den Geistern ihrer Ahnen Opfer bringen, ehe sie ihr Gebet verrichten. Das Opfer ist mehr oder weniger bedeutend, je nach dem Wert der dargebrachten Bitte; es kann einfach etwas Bier sein, das man auf die Erde schüttet, oder ein Kleidungsstück, welches man ans Horn befestigt; manchmal ist es auch ein Ochse, den man schlachtet, und mit dessen Blut man das Horn besprengt.

Früher betrachteten die Neger ihre Könige als Halbgötter, welche sie in der Gefahr beschützen sollten, (z. B. bei einem Sturm) und ihnen die begehrten Segnungen zu gewähren hatten. Dieser Glaube scheint nach und nach zu verschwinden; doch sieht man öfters noch Leute auf den Knien zu den Füßen des Königs diesen um Regen anflehen. Dabei fühlt der König sein völliges Unvermögen, auch das Volk hat in dessen Macht nur ein sehr beschränktes Vertrauen; doch ist es, als ob es sich an ihn anklammern möchte, wie ein ertrinkender Mensch, der einen Strohhalm krampfhaft ergreift.

Speziell in der Gegend, die uns hier beschäftigt, und in welcher sich unsere Mission gegenwärtig befindet, scheint das Heidentum eine außergewöhnliche Entwicklung erreicht zu haben. Dies ist wenigstens die Meinung von Missionar Coillard. „Ich sah,“ spricht er, „das Heidentum in unmittelbarer Nähe bei den Zulus und auch bei anderen Stämmen und es war etwas schreckliches; hier aber

überschreitet es jeden nur möglichen Begriff. Entweder ist es Diebstahl, oder Begierde, was den Missionaren fortwährend zu schaffen macht, oder es ist Lug und Trug, oder Undank sein tägliches Brot, eigentlich ganz milde Sünden im Vergleich mit anderen, wie Trunksucht, Grausamkeit, Aberglaube, roheste Unsittlichkeit, die da gäng und gäbe sind. Auch der Hochmut spielt dort eine wichtige Rolle (wo herrscht dieser nicht?). Die Güte und die Bosheit, die Gerechtigkeit und die Sünde, haben in der Religion jener Völker rein nichts zu thun, sondern einzig und allein die Stellung, die der Mensch in dieser Welt einnimmt. Sein zukünftiges Glück hängt von dieser Stellung ab; stirbt er als Häuptling, so bleibt er Häuptling; ist er Sklave, so bleibt er Sklave. Daher der Abstand, den die Oberen zwischen sich und ihren Untergebenen zu erhalten suchen. Es ist menschlich gesprochen völlig unmöglich, einen Häuptling oder irgend einen freien Mann dazu zu bringen, sich auf dieselbe Stufe zu stellen, auf welcher sein Sklave steht. — Hier wird heute noch ausgeführt, was im Mittelalter unter dem Namen „Gottes-Gericht", gehandhabt wurde. Kommt irgend ein bedauernswertes Ereignis oder nur eine Unannehmlichkeit vor, so beschuldigt man den Menschen, den man im Verdacht hat, oder den Feind, dessen man sich zu entledigen wünscht, der Hexerei; man nötigt ihn, seine Hände in einen Topf voll kochenden Wassers zu tauchen; bleiben die Hände unversehrt, so wird der Angeklagte freigesprochen, füllen sich aber die Hände mit Blasen, was ja nahezu immer der Fall ist, so wird er hingerichtet. Missionar Arnot erzählt, es gehe kaum ein Tag vorüber, an dem er nicht Zeuge eines solchen Schauspiels sei. Nur um sich seines Anzugs zu bemächtigen, tötet man öfters einen Menschen. Menschenopfer kommen leider sehr oft vor. Will man ein Schiff, eine Trommel, ein Haus, oder irgend etwas anderes weihen,

so nimmt man ein Kind, schneidet ihm zuerst Finger und Zehen ab, besprengt mit dessen Blut den zu weihenden Gegenstand, und nachdem man das arme Opfer zu Grunde gerichtet hat, wirft man's in den Fluß. Manchmal wird ein junger Mann, der beschuldigt ist ein Mädchen ermordet zu haben, das ihn nicht heiraten wollte, auf dem Scheiterhaufen verbrannt, während die rohen Richter um diesen herumtanzen. Oefters vollzieht man solchen Mord mit allem Schein des Wohlwollens; erhebt der Missionar Protest dagegen, so wird Vergiftung gewählt. Und was soll man zu dem sagen, was in Kriegszeiten geschieht? Das Herz hört auf zu schlagen beim Anhören dieser Greuel! Eine bei den Barotsis ganz gewöhnliche Todesstrafe besteht darin, das Opfer mit gebundenen Händen und Füßen in der Nähe eines ungeheueren Ameisenhaufens niederzulegen, wo es in einigen Tagen zum unkenntlichen Skelett wird.

Der Missionar steht da, dieser diabolischen Gesinnung gegenüber. Sein durch eine christliche Erziehung erleuchtetes Gewissen wird fortwährend durch das, was er sieht und hört, empört! Und doch nimmt er wahr, daß es in jedem, selbst in dem am tiefsten gefallenen Menschenherzen, irgend eine wenn auch verstümmelte und verwischte Spur vom göttlichen Bilde giebt; und was ist dann die Aufgabe des betreffenden Missionars? Er muß diesen oft unsichtbaren Keim suchen, ihn pflegen, die Dornen ausreißen, die ihn zu ersticken drohen und die oft riesige Dimensionen erreicht haben, bis dieser Keim zu einer starken Pflanze wird, welche imstande ist, Früchte zu tragen zur Ehre Gottes! Einer unter ihnen schreibt z. B.: „Ein berühmter Geschichtsschreiber sagt in Bezug auf Georg IV., daß, wenn man ihn der vielen Westen entkleidet hätte, die er, durch eine fixe Idee befangen, immer an hatte, man kaum noch einen Menschen darunter gefunden hätte. Ich kann von unseren Sambesileuten nicht buchstäblich dasselbe sagen;

ich glaube, daß wir unter dem Schutt von allem Häßlichen und Schändlichen, was ich im Heidentum gesehen, doch immer Menschen finden werden, Menschen, die wir wirklich lieben können."

„Bei dem niedrigsten Sklaven," sagt ein anderer, „kann man den ursprünglichen Adel der Menschenseele finden: von seinem Bedrücker verhöhnt und mißhandelt, wird er diesem stolz und mutig entgegnen: ‚Ja, Herr, du behandelst mich wie einen Hund, doch ich bin kein Hund, ich bin ein Mensch,' und so nackt und bloß der Arme auch sein mag, seine unantastbare innere Würde macht doch einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck."

Livingstone teilt einige Thatsachen mit, aus welchen wir ersehen können, daß der Sambesier der Liebe und der Hingebung fähig ist. Als der König Sekeletu sah, wie Livingstone nach einem Tagesmarsch bei strömendem Regen ganz vor Frost zitterte, zog er, obwohl er selbst durch die Kälte litt, seinen eigenen Mantel aus, um seinen Mitreisenden damit zu decken. — Eines Tages sahen die Träger, daß Livingstone einen Fluß durchschwamm, weil ihm der Ochse, der ihn hinüberbringen sollte, entwichen war. Sie sprangen sofort vom entgegengesetzten Ufer aus ins Wasser. Als er glücklich landete, ergriffen sie ihn bei den Beinen und bei den Armen und fielen ihm um den Hals, um ihm dadurch ihre Freude auszudrücken, daß er frisch und gesund angekommen sei. Der reißende Strom trieb viele ihrer Kleider fort; aber sie achteten nicht darauf, so groß war ihre Freude über die Rettung ihres weißen Freundes.

Der Afrikaner glaubt überhaupt nicht leben zu können, ohne eine gewisse Offenbarung erhalten zu haben; aber, „da sie wußten, daß ein Gott ist, und haben Ihn nicht gepriesen als einen Gott, noch gedankt, sondern sind in ihrem Dichten eitel geworden, . . . darum hat sie auch

Gott dahingegeben in ihrer Herzen Gelüste, in Unreinigkeit . . ." Man fühlt, wenn man ihnen das Evangelium verkündigt, daß man etwas anderes thue, als bloß in die Luft zu schlagen. So schreibt Arnot: „Ich hörte einmal einige junge Männer, welche über die ernsten Worte, die ich an sie gerichtet, gespottet hatten, zu einander sagen: Die Reden des Missionars gehen einem doch durchs Herz; ja der eine unter ihnen behauptete, der Tod Jesu sei etwas Herrliches gewesen, aber er dürfe nicht glauben, daß dieser Tod ihn etwas anginge, weil er kein Fürst, noch ein Weißer, sondern nur ein elender Sklave sei. Ich habe die größten Hoffnungen zum Missionswerk unter unseren Sambesiern, aber dies Werk muß ernst getrieben und ganz für Gott sein; wir wollen uns nicht leicht zufrieden geben, sondern dazu mitwirken, daß gründliche Bekehrungen vorkommen." *)

„Wie," schreibt Missionar Coillard bei seiner Ankunft in der dortigen Gegend, „wie könnte ich aussprechen, was das Herz eines Missionars empfindet, wenn er die äußerste Grenze des Reiches Jesu Christi überschritten hat und in die finsteren Regionen des Heidentums, in denen Satan seinen Thron hat, eindringt? Der Missionsberuf erscheint mir unter einem ganz anderen Lichte, seitdem ich mit Augen das sehe, was ich vorher nur gehört hatte: ein Land, ja Länder, ja das ganze ungeheuere Innere Afrikas, wohin noch kein Strahl des Evangeliums gedrungen ist. . . . Wenn die Freunde, die uns unsere Kühnheit vorwerfen, nur von ferne sehen könnten, was wir sehen, und verstehen was wir empfinden, sie würden sich nur darüber wundern, daß die Erlösten Jesu Christi so wenig Hingebung haben und so wenig Opferfreudigkeit kennen! Ja, sie würden sich schämen über ihrem Zögern! . . . Diese zahllosen

*) F. S. Arnot.

Stämme, zu denen die Barotsis nur die Thüre sind, sitzen in der Finsternis des Todes. Sie sterben als Heiden, während wir das Licht und das Leben haben, welches wir ihnen zu bringen schuldig sind.

„Gedenken wir doch dessen, daß Jesus nicht die Welt erlöst hat durch Seine Fürbitte in der himmlischen Herrlichkeit! Er hat Sich hingegeben. Unsere Gebete für die Evangelisierung der Völker sind bitterer Hohn, solange wir nur von unserem Ueberfluß geben und vor dem Opfer unserer eigenen Person zurückschrecken! Fern sei mir der Gedanke, als wollte ich mich zum Richter unter dem Volke Gottes machen! Aber, indem wir die arme Heidenwelt rings um uns her sehen, und diese uns durch ihren Aberglauben, ihre Unwissenheit, ihr unsagbares Elend tief erschüttert, so möchten wir, . . . daß die Kinder Gottes, vornehmlich die jungen Christen in Europa, sich ihrerseits erbarmen der namenlosen Lage dieser umkommenden Völker. . . .“

So viel über das Land und seine Bewohner; sehen wir, wie die Pariser Mission dazu gebracht wurde, sich der Barotsis anzunehmen!

Evangelisationsversuche der Londoner Missionsgesellschaft.

In seine Heimat zurückgekehrt, wußte der Afrikaforscher und Missionar das öffentliche Interesse für die Völker zu wecken, welche er hatte kennen lernen und von welchen er bestimmt erwarten konnte, daß die unter ihnen gegründete Missionsarbeit segensreich werden könnte.

Als Antwort auf seine Mitteilungen und Einladungen entstand in gewissen Kreisen der englischen Jugend eine hoffnungsvolle Bewegung: unter dem Namen „Universitäten-Mission" wurde eine mächtige und reiche Vereinigung gegründet, deren Dasein leider von kurzer Dauer sein sollte und welche zu keinem ersprießlichen Resultat gelangen konnte.

Im Jahre 1859 beschloß die Londoner Missionsgesellschaft die Gründung eines christlichen Unternehmens bei den Makololos. Zwei Missionare, die Brüder Helmore und Price, reisten mit ihren Familien und dem notwendigen Material ab. Die kleine Schaar hatte unterwegs viel zu leiden; besonders verhängnisvoll wurde ihnen die Durchquerung der Kalahari-Wüste. Kaum konnten sie das Ziel erreichen; das Fieber ergriff sie und zwar mit so mörderischer Gewalt, daß von den beiden Paaren und deren fünf Kindern Missionar Price allein mit zwei Kindern seines Kollegen

überblieb. Sogar von ihren schwarzen Begleitern waren mehrere zusammengebrochen und erlegen. Ein dritter Missionar, Bruder Mackenzie, welcher ebenfalls bei dem Unternehmen beteiligt, aber unterwegs zurückgehalten worden war, begegnete ihnen, als sie bereits wieder den Rückweg angetreten hatten.

Ein solch unglücklicher Anfang entmutigte die Londoner Gesellschaft, und dies um so mehr, als nach allgemeiner Annahme die ganze Verantwortung dieser Katastrophe eigentlich auf dem Könige Sekeletu lastete. Man beschuldigte ihn, seine Gäste vergiftet zu haben, um sich ihrer Güter zu bemächtigen. Es ist auch Thatsache, daß sie ihrer Habe völlig beraubt wurden und dadurch in eine furchtbare Lage hineingerieten. Da der König mit dem Aussatz behaftet und dadurch mehr oder weniger ans Haus gefesselt war, so weiß man nicht genau, inwieweit er bei den Vorkommnissen seine Hand mit im Spiel gehabt. Obwohl man seine Fehler sicherlich größer darstellte, als sie in der That waren, so ist doch klar, daß er infolge seines ganzen Benehmens kaum von jedem Vorwurf freizusprechen ist.

Vergebens stellten sich die Missionare Mackenzie und Price ihrem Komitee zu einem neuen Versuche zur Verfügung; dasselbe glaubte nicht, ihrem Vorschlage Folge leisten zu sollen. Zwei Jahre später versuchte es ein Anglikanischer Bischof, der ebenfalls Mackenzie hieß, aber nicht im Dienste dieser Missionsgesellschaft stand, auf einem anderen Weg in dasselbe Land einzudringen. Gott rief ihn jedoch heim, ehe er das Ziel erreichte, so daß dies Feld, welches die Boten des Herrn einstens vergeblich zu eröffnen gesucht, lange Jahre hindurch brach liegen mußte.

Livingstone berichtet uns, daß der kurze Aufenthalt der beiden Missionare bei den Makololos doch nicht ohne Segen gewesen ist. Bruder Helmore, welcher ihre Sprache

erlernt hatte, konnte die Eingeborenen einigermaßen unterrichten, und die Thatsache, daß mehrere Jünglinge auswendig gelernte Psalmen singen konnten, ist ein lieblicher Beweis dafür.

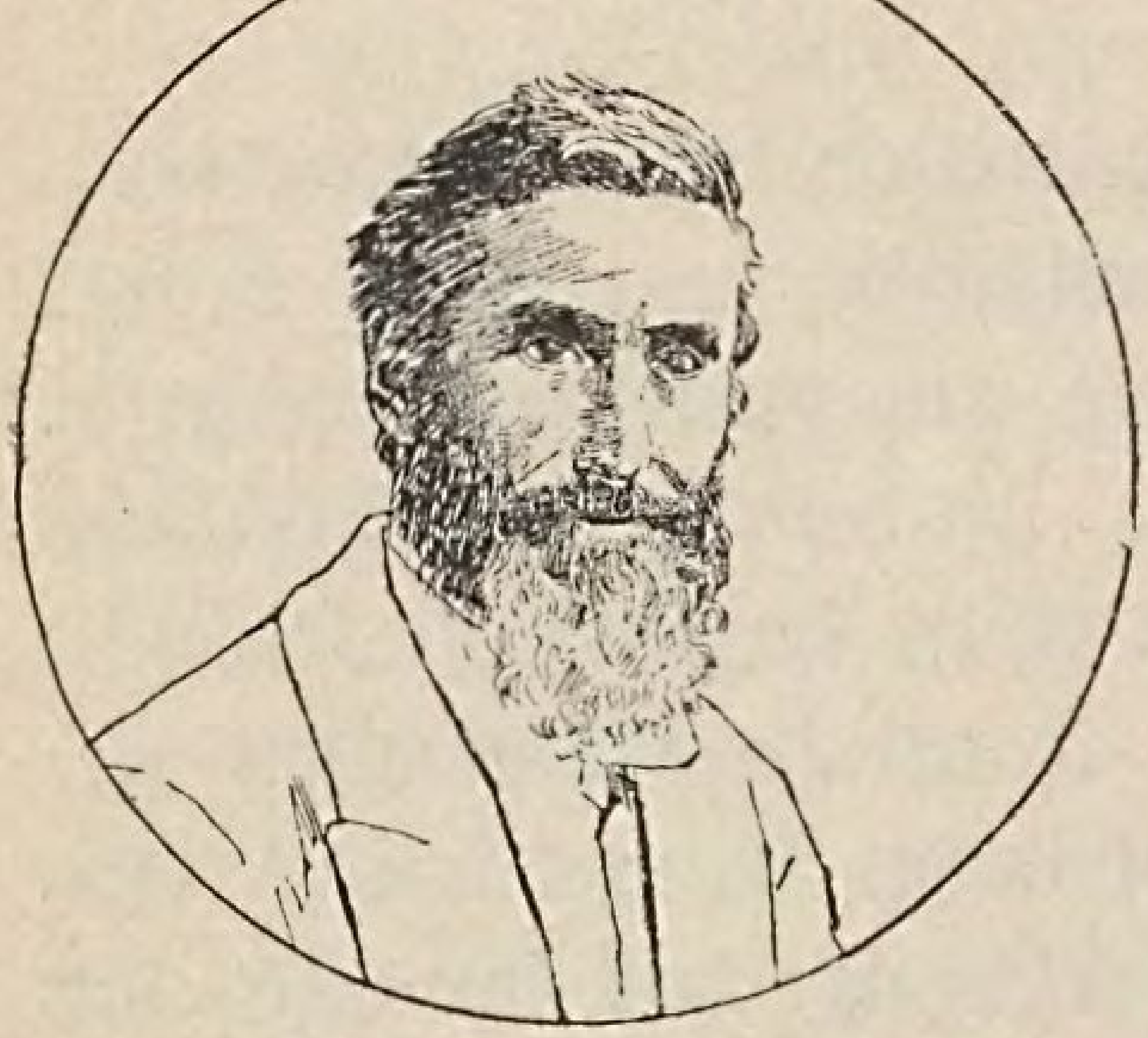
Im Jahre 1864 starb Sekeletu, ein Sohn und Nachfolger des begabten Prinzen Sebitoane. Als Volkserzieher war er weit hinter seinem Vater zurückgeblieben. Schon zu seinen Lebzeiten konnte man eine baldige Auflösung seiner Staaten voraussehen; bei seinem Tode vollzog sich dieselbe. Ein Teil seiner Unterthanen wanderte aus, um seinem Nachfolger aus dem Wege zu gehen; unter den übrigen brach eine Empörung aus; in kurzer Zeit wurde dieser einst so mächtige Volksstamm vernichtet und die Barotsis setzten sich in den Besitz seines Gebietes und seines Einflusses.

Die Pläne der Lessuto-Gemeinden.

Während sich im Mittelpunkt der afrikanischen Welt diese Ereignisse zutrugen, blühte mehr im Süden eine protestantische französische Kolonie. In dem seit 1833 treulich evangelisierten Lessuto hatten sich zahlreiche und lebendige christliche Gemeinden gebildet. Die bekehrten Eingeborenen empfanden das Bedürfnis, das Evangelium, welches sie empfangen hatten, auch anderen mitzuteilen, was ja der normale Zustand jedes Menschen ist, der eine neue Kreatur geworden, sei er nun alt oder jung, Mann oder Frau. Im Anfang fand ihr Eifer im Lande selbst Beschäftigung genug. Nach und nach aber fühlte man, daß ihre Arbeit unter der richtigen Leitung mit Erfolg auch außerhalb gebraucht werden könnte, und ihre Seelsorger besprachen unter sich die Frage einer eventuellen Erweiterung dieser Thätigkeit.

Zu diesem Zwecke wurden hintereinander drei Versuche gemacht: Ein erster Vorstoß, welcher durch die Missionare A. Mabille und P. Berthoud ausgeführt wurde und den Bapelis im Norden des Thales galt, fand bei den Häuptlingen dieser Völkerschaft einen sehr kühlen Empfang.

Eine zweite Unternehmung, durch Missionar Dieterlen geleitet, und zwar diesmal bei den Banyais, welche dem Evangelium wirklich geneigt schienen, scheiterte an dem Widerstand der Transvaal-Behörden, deren Land man durchschneiden mußte. Als endlich ein dritter Versuch gewagt wurde, vertraute man die Führung Herrn Coillard, den seine Frau begleitete, an, und es gelang nun, freilich



Missionar Coillard.



Frau Coillard.

durch tausend Gefahren hindurch, bis zur Hauptstadt jenes Banyais-Stammes vorzudringen; nicht die Feindschaft der Häuptlinge, auch nicht die des grausamen Lo-Bengulas, des Königs der Matebeles, der unter ihnen herrschte, hatte ihren Mut wankend machen können. Es schien von Zeit zu Zeit, als wollte dieser gewaltige Fürst Bruder Coillard eine günstige Aufnahme bereiten. Er ließ sich sogar von ihm beeinflussen. Trotzdem aber blieb die Thür verschlossen, und zwar fest verschlossen. Und nun, was jetzt?*)

*) Lo-Bengula starb im Jahre 1894. Um die Landessitten zu kennzeichnen, sei uns hier gestattet, unseren Lesern einiges über das Begräbnis dieses Königs mitzuteilen. „Nachdem seine Leiche einige Tage hindurch den Augen seines Gefolges ausgestellt worden, wurde sie in einer Löwenhöhle beigesetzt auf dem Königsstuhl ruhend, mit zwei Gewehren an jeder

Missionar Coillard zog sich zurück bis nach Shoshong, der Hauptstadt der Bamangwatos, woselbst er eine zeitlang wohnte, ungewiß, was nun in der Sache sollte gethan werden. Der König Khama, ein frommer und gebildeter Fürst und dessen Missionar Hepburn, behandelten ihn auf die freundlichste und brüderlichste Weise und alle drei zusammen zogen die Frage in ernste Erwägung. Schwer wollte es dem kühnen Pionier werden, den Rückweg anzutreten und auf die Erreichung des verfolgten Zieles Verzicht zu leisten. Für den Augenblick blieb ihm jedoch noch ein — allerdings nur ein einziger — Weg offen: der nach dem oberen Sambesi, welchen seine Ratgeber ihm besonders warm empfahlen. Er fühlte wohl, daß, wenn es ihm gelingen sollte, in dieser Gegend ein Missionswerk zu gründen, das ursprünglich beabsichtigte Projekt verändert werden mußte: daß die Lessuto-Gemeinden dabei die Verantwortlichkeit und Leitung nicht übernehmen könnten, sondern daß es ein ganz neues Unternehmen sein würde, bei welchem die Eingeborenen nur als Hilfsarbeiter mitwirken könnten. Europäische Kräfte und Gelder würden somit unentbehrlich sein. Dies hätte schon genügt, um einen bedenklich und zögernd zu machen; nun kommt überdies noch dazu, daß das Klima dieses wenig gastfreundlichen Thals ein geradezu mörderisches ist. Bruder

---

Seite. Die Leiche war mit Decken und zahlreichen Gegenständen des Verstorbenen umgeben. Hierauf wurden eine große Menge Felsblöcke über derselben aufgetürmt und die Höhle mit einem starken Zaune aus Baumstämmen verwahrt. Während man noch damit beschäftigt war, hatten sich plötzlich die Löwen wieder in ihrem Lager gezeigt; zwei Häuptlinge der Matebeles waren von ihnen zerrissen worden, ein untrügliches Zeichen für die Matebeles von der Befriedigung ihres Königs, der sich auf diese Weise selbst seine Diener im Grabe gewählt hatte. Eine ganze Menge Ochsen wurden dann dem Toten zu Ehren geschlachtet und das Fleisch, welches nicht hier auf dem Platze gegessen werden konnte, fiel den Hyänen und Habichten anheim. So endete dieser blutgierige Fürst, der Attila des südlichen Afrika."

Coillard konnte sich und seinen europäischen Freunden nicht verheimlichen, daß das Fieber die Boten hinwegraffen würde und daß man darauf gefaßt sein mußte, neue an ihre Stelle zu senden.

Andererseits aber sprach ganz besonders ein Umstand zu Gunsten des Vorwärtsgehens: Diese Gegend war am Anfang des Jahrhunderts von dem obengenannten Häuptling Sebitoane unterworfen worden. Derselbe, nahe verwandt mit dem großen Moshesh, also ein Mossuto wie dieser letztere, hatte hier Sprache und Sitten der Lessutos eingeführt. Das war ein wunderbarer Schlüssel um dort eine Mission anzufangen, die eine Tochter der Lessuto-Mission sein sollte. Die Bassuto-Evangelisten würden dadurch nicht nur imstande sein, sich leicht verständlich zu machen, sondern sie würden als Glieder eines kriegerischen und tüchtigen Volkes sich unschätzbarer Vorzüge erfreuen. Die in der Sprache der Lessutos gedruckten Bücher und heiligen Schriften würden hier leicht Verwendung finden können und somit die Evangelisationsarbeit wesentlich erleichtern.

Nach reiflicher Ueberlegung fühlte sich Missionar Coillard getrieben, dorthin seine Schritte zu richten. Dadurch wurde seine Reise zu einer Art Rekognoszierung einer Gegend, an welche weder er noch seine Mitarbeiter gedacht hatten und auf welche der Finger Gottes hindeutete, wie damals auf Troas für den Apostel Paulus, indem er ihn daran hinderte, die bisher eingeschlagene Richtung weiter zu verfolgen.

Dieser Eindruck wurde durch die Erfahrung vollständig bestätigt. Der erste Häuptling Robosi oder Lobosi (welchen wir nun unter dem Namen Lewanika kennen), erwies sich als entgegenkommend und ließ dem Missionar, der leider wegen der Ueberschwemmungen die Hauptstadt nicht erreichen konnte, antworten, er eröffne ihm sein Land und

erwarte ihn bestimmt im nächsten Sommer, wenn die Kornfelder reif seien.

So konnte der Missionar, nachdem er dies Ziel erreicht, nach dem Lessuto zurückkehren, um bei den Gemeinden, in deren Auftrag er ausgezogen war, über seine Erfahrungen und Zukunftspläne Bericht zu erstatten.

Aber ach! Ehe sie zurück waren, mußten Gräber gegraben werden für zwei der jungen Brüder, die sich diesem Werke geweiht hatten und deren früher Tod vom Herrn als Opfer gefordert und angenommen wurde! Als der eine, Eleazar Marathane dem Sterben nahe war, sprach er: „Mein Grab wird das Angeld der Mission sein.“ Sein Tod, sowie der seines Kameraden Khosana, war ein niederschmetternder Schlag für den Hauptmann, der sie in den Kampf gerufen hatte und dessen wackere und treue Werkzeuge sie gewesen.

Die vier übrigen Bassutos, welche ihn begleitet hatten, wurden von Bruder Coillard nach Seleka hingeführt, einen Ort, welcher auf halbem Wege nach dem Lessuto hin liegt. Sie wurden hier als Evangelisten angestellt, sollten da seine Rückkehr erwarten und einstweilen die Bevölkerung unterweisen, so oft ihnen die Gelegenheit dazu geboten wurde.

Ehe er seinen Ausgangspunkt wieder erreicht, machte Missionar Coillard zur Beruhigung seines Gewissens einen Abstecher in das zuerst ins Auge gefaßte Arbeitsfeld. Er gewann die Ueberzeugung, daß dies Land für das Evangelium und seine Boten gleichsam hermetisch verschlossen blieb. Dadurch wurde er in dem Bewußtsein gestärkt, daß der Herr ihn wirklich dazu auserkoren, die Ufer des Sambesi für Ihn zu gewinnen, und mit voller, innerer Gewißheit suchte er fortan die Gemeinden, in welche er kam, für die Sache zu gewinnen, die er zu der seinigen gemacht hatte.

Missionar Coillard in Europa und im Lessuto.

(Die Daten möge man in dem Verzeichnis am Schlusse des Buches nachschlagen.)

Weit über Lessuto hinaus sollte Missionar Coillards neues Unternehmen bekannt werden. Im Einvernehmen mit ihm beschloß die Konferenz der Missionare, ihn nach Europa zu senden, um dem Missionskomitee selber über die Gründe, die ihn bewogen hatten, die Hand ans neue Werk zu legen, sowie über die Ergebnisse, zu welchen er gelangt war, berichten zu können. Die Konferenz wünschte dadurch endgiltig zu erfahren, ob das Missionskomitee, nach einer sachlichen und gründlichen Besprechung mit ihm, in seine Pläne eingehen würde oder nicht.

Im Januar 1880 landete Missionar Coillard mit seiner Frau an der Küste Frankreichs. Zweiundzwanzig Jahre waren verflossen, seitdem die beiden Missionsarbeiter nach Afrika abgereist waren, zweiundzwanzig Jahre der Arbeit in heidnischen Ländern und meistens unter ganz besonders schwierigen Umständen! Sie hatten gewiß eine längere und ungestörte Erholungszeit verdient. Und doch konnte bei ihnen von Unthätigkeit

keine Rede sein. Die beiden Jahre, welche sie in Europa zubrachten, sollten im Gegenteil recht arbeitsreich sein; in ihren Augen waren dieselben ein Pfund, welches für die Sambesi-Sache verwertet sein wollte. Darum, nachdem sie sich die nötige Zeit genommen, um mit dem Komitee zu verhandeln und dessen Zustimmung erhalten hatten, ergriffen sie wieder den Wanderstab, und besuchten nacheinander alle Provinzen Frankreichs, dann England und Schottland, die Schweiz, Holland und die Waldenserthäler, indem sie den christlichen Freunden überall das Elend des Heidentums und die Pflicht, aus demselben herauszuhelfen, an Herz und Gewissen legten.

Es war gewiß für Missionar Coillard und seine Gattin eine große Freude, die persönliche Bekanntschaft von all den Freunden ihrer Mission zu machen und von so vielen bekannten und unbekannten Brüdern und Schwestern mit offenen Armen aufgenommen zu werden; aber dennoch, welch eine Anstrengung zugleich, fortwährend von Ort zu Ort zu reisen! Wenn ihnen die Freude zu teil wurde, das Interesse vieler neuer Mitarbeiter aus den verschiedensten kirchlichen Kreisen und allüberall wachzurufen; wenn die für eine neue Reise ins Herz Afrikas und für die ersten Einrichtungen erforderlichen Gelder gesammelt werden konnten, so war es vor allem die Frucht ihres unermüdlichen Eifers und ihrer alle Herzen gewinnenden Liebe.

Nicht weniger war es ein seltener Vorzug und eine fruchtbare Anregung für die Gemeinden französischer Zunge, aus denen die Mitglieder der Pariser Missionsgesellschaft hervorgehen, in persönliche Berührung mit zwei der ausgezeichnetsten Boten derselben zu kommen; denn die wackere Gattin des frommen Missionars steht in Hinsicht auf ihre innige und treue Gemeinschaft mit dem Herrn ebensohoch, wie er selbst. Der Herr hat sie zum selben Beruf auserkoren, auch zum selben schweren Ehrenposten,

sowohl inmitten des Heidentums, als in der Heimat, um sie beide in den ewigen Wohnungen mit derselben Krone zu schmücken. Es waren darum teure Bande, welche die Christen in der Heimat und ihre zukünftigen Boten am Sambesi nun umschlungen hielten, durch welche auch dem neuen Missionswerk die wichtige Mitarbeit der Fürbitte und der That überall gewonnen und erhalten wurde.

So ausgerüstet mit einer neuen, glühenden Begeisterung für ihre Sache und neugestärkt besonders durch die Weihe, die Gott dem Unternehmen durch den Mund vieler Seiner Kinder verlieh, wandten sich die beiden Missionsleute zum zweitenmal nach Afrika.

In Leribe, der Station, wo sie 20 Jahre gearbeitet hatten und welche durch den Krieg inzwischen gänzlich verwüstet worden war, erwartete man sie.

Missionar Coillard hatte bei seiner Rundreise durch Europa einen Mann gefunden, Pastor Weitzecker aus den Waldenserthälern, der bereit war, den Posten zu übernehmen, den er nun verlassen mußte, um an die Spitze der neuen Mission zu treten. Allein es sollte noch ein ganzes Jahr darüber hingehen, ehe sich Missionar Coillard, nach vollzogenem Wechsel im Personal der Station, bewogen fühlte, sich ganz der Aufgabe zu widmen, die ihm gestellt war. Diese — und andere — Verzögerungen, so unvermeidlich sie auch waren, konnten doch die schlimmsten Folgen haben. Der König Lewanika war darüber sehr ungehalten, daß der „Weiße", welchem er gestattet und den er sogar aufgefordert hatte, sich bei ihm niederzulassen, immer noch nicht zurückkam. Aber Gott hatte freundlichst dareingesehen und den König dadurch beruhigt, daß Er ihm einen anderen Seiner Knechte schenkte, welcher, ob auch der Pariser Mission ganz und gar fremd, doch in Seiner Hand ein auserwähltes Werkzeug wurde. Seine bloße Gegenwart unter den Barotsis ließ die Thüre offen

für diejenigen, die, nachdem sie diese Thüre halb geöffnet, sich eine Zeit lang hatten zurückziehen müssen, und dieselbe bei ihrer Rückkehr sonst wohl hätten verschlossen finden können.

Friedrich Stanley Arnot, ein junger Christ, welcher unter seiner eigenen Verantwortung arbeitete, und den man um deswillen einen „Missions-Franc-tireur“ genannt hat, war mit der Absicht an den Sambesi gekommen, über denselben zu setzen, um sich weiter nördlich bei einem anderen Stamm niederzulassen. Dazu brauchte er aber die Einwilligung Lewanikas. So kam es, daß er sich in dessen Ländern festsetzte.

Nach den Berichten aus den Briefen Arnots, erzählte der König demselben, daß andere „Lehrer“, die unter anderen Stämmen arbeiten, für dieselben ein Fortschritts-element seien. Er war sich dabei der geistlichen und ewigen Güter, welche die Predigt des Evangeliums be-gleiten, nicht bewußt. Der König sagte ihm außerdem, er sei recht ärgerlich darüber, daß „Lehrer“ sich angeboten hätten, in sein Land zu kommen, gleich darauf aber wieder verschwunden seien; trotz ihres Versprechens warte er vergeblich auf sie. Durch diese Reden ermutigt, ver-längerte Missionar Arnot seinen Aufenthalt daselbst um zwei Jahre und trug hierdurch dazu bei, den König in seiner wohlwollenden Meinung zu erhalten. Sein treues Zeugnis, seine Versuche in der Evangelisation des Landes, und die frohe und kindliche Ergebung, mit welcher er schwere und mannigfaltige Leiden trug, setzten ihn zum Segen für seine ganze Umgebung.

Das Eingreifen des Herrn der Ernte ist in dieser Angelegenheit um so auffallender, als während derselben Periode eine Botschaft von jesuitischen Missionaren den König um die Erlaubnis bat, sich in seinem Land nieder-lassen zu dürfen, eine Bitte, welche der König ein für allemal rundweg ablehnte.

Zwischen den Missionaren Arnot und Coillard knüpften sich durch einen regen, brieflichen Verkehr Bande des gegenseitigen Vertrauens und der Freundschaft. Dieser hätte es gerne gesehen, wenn jener mit ihm zusammen zu arbeiten willig gewesen wäre. Sein Wunsch ging leider nicht in Erfüllung; ehe Missionar Coillard sich mit ihm vereinigen konnte, hatte sich Bruder Arnot entfernt, um einen weiter vorgerückten Posten am Garenganze, im Nordosten des Barotsethales, zu besetzen. Aus seinen Mitteilungen haben wir mehr als einen interessanten Zug schöpfen können.

Es dürfte wohl angebracht sein, an dieser Stelle einiges über den Lebensgang des Mannes nachzuholen, welcher der Führer und die Seele des großen christlichen Unternehmens war, dessen Geschichte wir hier darzustellen suchen. Am 17. Juli 1834 in Asnieres-les-Bourges, (im Departement du Cher), von wenig bemittelten Eltern geboren, durchlebte Missionar Coillard eine schwere Jugendzeit, und nicht ohne viele Mühe erlangte er schließlich das Ende seiner Vorbereitung zum Missionsberuf. Am 24. Mai 1857, erhielt er in der Kirche „l'Oratoire" in Paris seine Ordination. Bei dieser Gelegenheit legte er einen festen Glauben und eine ernste Uebergabe seines Herzens an den Herrn, dem er sich geweiht, an den Tag. „Herr," ruft er damals aus, „von Deiner Kraft gestärkt, fühle ich mich gedrungen, Deinem Befehl Folge zu leisten. Ich bin glücklich und gehe, mit einem Herzen voll Dank und Liebe, indem ich Deine Vaterhand ergreife und Dir rückhaltlos und mit Freude die Gaben und Kräfte weihe, die ich von Dir erhalten habe!" Und, sich an die Geistlichen wendend, welche ihn umgaben, sagt er: „O, bittet gemeinsam, bittet mit Ernst, daß ich in Seinem Dienst ergrauen möge und daß Er mir die Gnade schenke, meine Wirksamkeit erst mit meinem Tode zu beschließen!"

Unter denen, welche ihn sozusagen in sein neues Amt einführten, befanden sich zwei seiner Vorgänger in der Mission, die Missionare Daumas und Casalis, welche seinen trefflichen, glaubens- und liebevollen Worten mit der Versicherung ihrer Freude und Dankbarkeit antworteten.

Von dieser Zeit an hatte er im Lessuto gewirkt, und wenn sich nun seine Schritte zum zweitenmal mit einem neuen Kapital von persönlichen Erfahrungen nach Afrika richteten, so waren doch immer derselbe Gehorsam und dasselbe kindliche Vertrauen gegen seinen Herrn und Meister die Triebfeder seines Missionseifers.

Von Leribe nach Leshoma.

Wenn der heidnische König sich sehnte, das Angesicht des Mannes zu sehen, der sein „Moruti“ (Missionar) werden sollte, so hatte dieser nicht weniger Verlangen danach, sein Versprechen zu erfüllen. Die Gemeinde in Leribe hatte jedoch bis jetzt seine Wirksamkeit nicht entbehren können, und die Zeit, welche er derselben gewidmet, war nicht fruchtlos vorbeigegangen. Der Krieg, durch den das ganze Land verwüstet worden war, hatte auch in vielen Herzen Verheerungen angerichtet; der apostolische Eifer und der Opfersinn waren geschwächt worden, so daß viele anfingen, an dem Gelingen des geplanten Unternehmens zu zweifeln. Aber das überzeugende Beispiel und das zündende Wort dessen, der ihnen ihre Pflicht entgegenhielt, brachten bald alle Zaghaftigkeit zum Schweigen, und die ganze Lessutogemeinde kam zu der Ueberzeugung, daß, wenn sie gleich auch auf die Leitung des neuen Missionswerkes hatte verzichten müssen, doch dafür ein gut Teil der Missionsarbeit ihnen zufiel, umsomehr, da sie ja verwandtschaftliche Beziehungen mit den ins Auge gefaßten Stämmen verbanden.

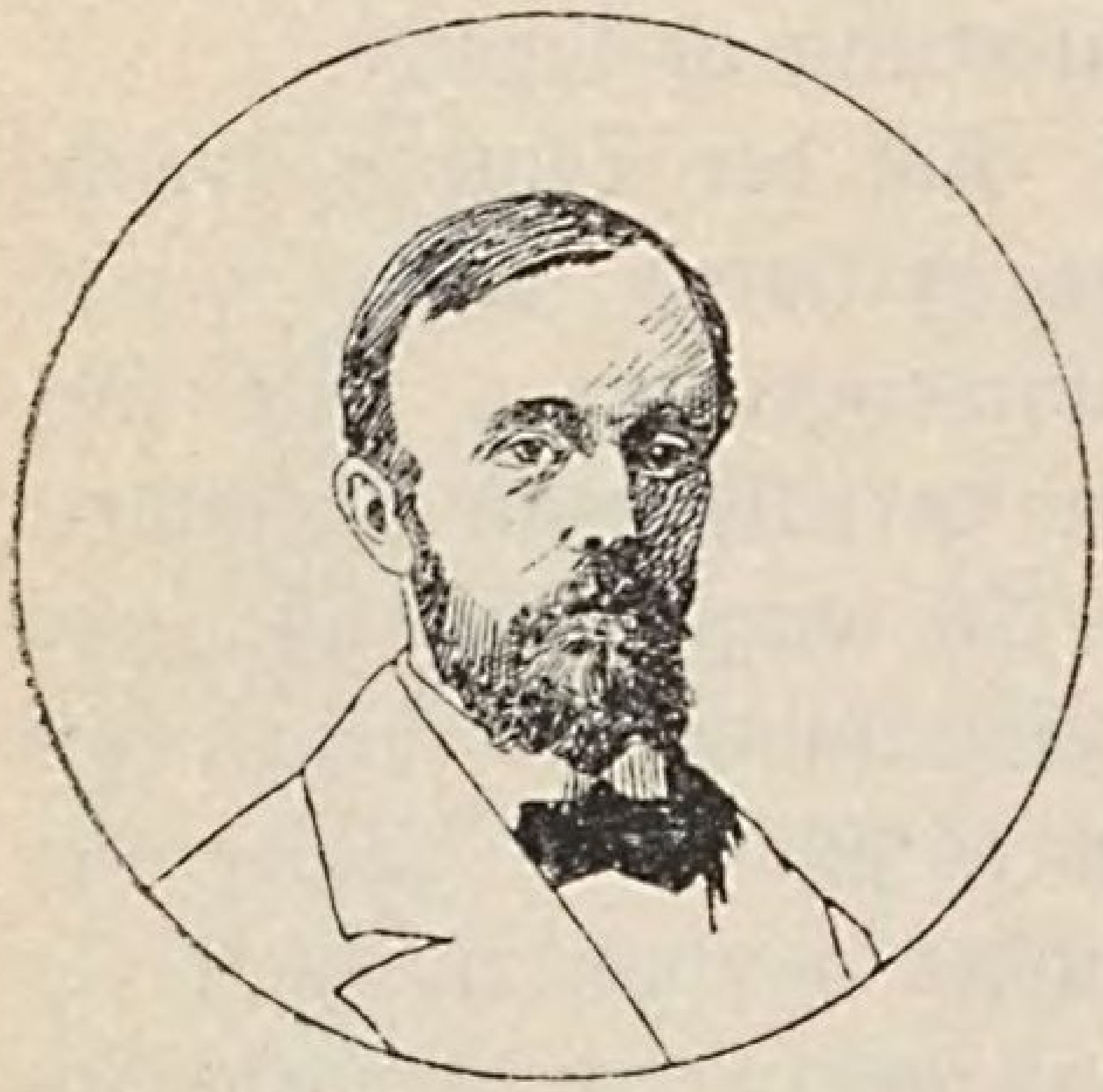
Früher schon hatte sie als praktischen Beweis ihres Interesses an der Ausbreitung des Reiches Gottes nicht nur die Summe von 10000 Frank aufgebracht, sondern sich auch bereit erklärt, den Lehrer, der ihr 20 Jahre lang angehörte, jener Expedition als Führer abzutreten. Sollte sie nun, im letzten entscheidenden Augenblick, der Sache entfremdet werden und die Mitwirkung versagen?

Der Abschied war rührend. Auf der Station, welche nun bald ihre treuesten Freunde verlieren sollte, wurde eine große Versammlung zusammengerufen. Alle Gemeinden, mit Ausnahme von zwei derselben, die verhindert waren, sandten ihre Vertreter. Es waren feierliche und ergreifende Stunden inniger Vereinigung, in denen die brüderliche Liebe, welche alle die verschiedenen Glieder der großen Missionsfamilie miteinander verbunden hielt, so recht zum Vorschein kam. Keines der vielen Anwesenden ging hinweg, ohne tiefe und nachhaltige Eindrücke bekommen zu haben.

So stand nun die kleine Schar zur Abreise bereit, allen voran Missionar Coillard mit seiner Frau und Nichte, Fräulein Coillard; dann Missionar Jeanmairet (von welchem wir gleich nachher Näheres hören werden), die Brüder Waddel und Middleton (zwei schottische Handwerker), die eingeborenen Evangelisten Jesaia aus Bethesda und Levi aus Morija (der letztere mit seiner Frau und zwei kleinen Knaben); ferner zehn schwarze Führer (Träger), darunter zwei junge Sambesier, die nach Hause zurückkehrten, nachdem sie sich einige Zeit zu ihrer Ausbildung in Morija aufgehalten hatten; endlich noch das Kind eines in Seleka zurückgebliebenen Evangelisten, welches zu seinen Eltern gebracht werden sollte. Dieser Karavane schlossen sich einige Männer an, welche sie nur eine Strecke Weges begleiten wollten.

Dorwald Jeanmairet, ein junger Neuchateller, hatte

im Januar 1883 die Ordination erhalten und bald darauf Europa verlassen, um den ursprünglich für ihn bestimmten Posten in der Sambesimission anzutreten. Er verbrachte das erste Jahr in Lessuto, neben Coillard, der ihn selbst in die Sprache und Sitten des Landes einführte. Glücklich, zu diesem Dienste berufen zu sein, fühlte er doch je länger, je mehr die Größe desselben und die hohe Verantwortlichkeit, die er damit übernommen, sowie seine eigene Untüchtigkeit, ihn würdig zu vollbringen. Wir werden seinem Namen in diesen Blättern noch öfters begegnen.



Dorwald Jeanmairet.

Was die Schotten betrifft, so lassen uns die Briefe Coillards in ihnen zwei vorzügliche Mithelfer an dem großen Werke erkennen: Middleton mit viel Verstand und praktischem Sinn ausgerüstet, zu allem zu gebrauchen und stets bereit, sich nützlich zu machen; Waddell, ein junger Mann von sehr gefühlvoller Gemütsart und liebebedürftigem Herzen, ein tüchtiger Zimmermann, der früher 15000 Frank jährlich verdiente. Beide waren der Unternehmung mit ganzer Seele zugethan und mit den übrigen Teilnehmern in einem Geiste verbunden; sie ertrugen auch alle die Entbehrungen der Reise freiwillig und gerne. Coillard berichtet: „Es würde uns schwer geworden sein, ein besseres Personal zu finden. Alle unsere Leute, mit Ausnahme von einem oder zwei Negern, bekennen und dienen Gott. Wir haben eine bunte Mannigfaltigkeit unter den verschiedenen Charakteren; dieser ist ernst, fast melancholisch, jener gesprächig, voll Heiterkeit und Witz; der eine sanft und ergeben, der andere

energisch und unternehmend. Jeder sah ebensowohl die Fehler seiner guten Eigenschaften, als auch die Vorzüge seiner Fehler; bei einigermaßen gutem Willen ist dies nicht schwer anzuerkennen.“

Solche grundverschiedene Individualitäten zu vereinigen, sie alle einer in dergleichen Verhältnissen unentbehrlichen Zucht unterzuordnen und aus jeder Persönlichkeit das Beste, das sie geben kann, herauszulocken, das war für die Führer der Expedition eine Aufgabe, welche viel Taktgefühl und außerordentliche Gaben voraussetzte.

Endlich kam der Tag der Abreise; es war der 2. Januar 1884.

Wir teilen hier einen Brief mit, der kurze Zeit nach dem Aufbruch der Geschwister geschrieben wurde:

„Unsere Abreise ist da, nach Kämpfen der ermüdendsten Art, die mehrere Monate andauerten. Unsere Pläne mußten durch den Feuerofen und unser Glaube durchs Sichten hindurchgehen. Bis zum letzten Augenblick hat Satan alles mögliche versucht, um uns Hindernisse zu bereiten. Kaum war die eine Widerwärtigkeit überwunden, so erstand uns gleich eine andere dafür. Erst waren es die politischen Wirrsale; dann die Schwierigkeit, Führer zu finden; dann der Zeitverlust durch die verspätete Ankunft unseres Freundes Weitzecker. Und als alles endlich in Ordnung zu sein schien, wurden uns unerwartet vier unserer Leute abtrünnig, indem sie die Zustände des Landes als Vorwand benützten. Hierauf kam die durch die schwarzen Blattern verursachte Panik, welche uns die Thüre des Freien Oranjestaats verschloß. Aber dennoch, nach vielen Geduldsproben, vielen Hilferufen zu Gott und vielen Schritten stürzten diese großen Berge, die uns den Weg versperrten, zusammen und wir sahen eine ebene Bahn vor uns.“

Ein weiterer Gegenstand des Kummers war die

Erkaltung der europäischen Christen dem Unternehmen gegenüber. „Wir kennen die Einwendungen und die Opposition gegen das Werk, welches man unterdrücken oder hemmen möchte. Das eben macht meine Aufgabe schwierig und heikel und nötigt mich zur äußersten Vorsicht; aber Gott allein ist meine Stärke! Wir handeln unter dem gewaltigen Eindruck einer Pflicht, die wir erfüllen.“

Und dann, welche Gemütsbewegung beim Verlassen des Landes und der teuren, von ihnen gegründeten Gemeinden! „Niemand, als der Herr weiß, was es für uns bedeutet, den Lessuto zu verlassen und eine geistlich so wunderbar geeinigte Familie! Man fühlt sich stark, wenn man einer solchen angehört. Mein Weggehen läßt keine Lücke hinter sich; aber die Vereinsamung, welche dort unser harrt, bedrückt und erschreckt mich zuweilen. . . . Gott bewahre uns davor, daß wir das Wenige gelten lassen wollten, das wir für Jesum thun! Ach, daß wir doch besser nach dem Worte Davids handelten: „Ich werde dem Herrn, meinem Gott, nicht Brandopfer thun, die ich umsonst habe.“ Darum kein Zurückblicken, keine Schwäche, sondern nur Glaube und That! Der Herr, der uns sendet, hat uns ausgerüstet mit Macht und gekrönt mit Heiterkeit und Freude; Er wird unsere Füße kleiden, wenn es sein muß, mit Eisen und Erz. Unsere Macht wird währen so lange, als unsere Tage. Ist das die Sprache der Anmaßung? Gott vergäbe es mir. Alles Disputieren und Kritisieren über unsere Unternehmung sei andern überlassen; wir aber gehorchen! Es ist das unsere einfache und klare Pflicht. Und ich erwarte es von meinem Herrn, daß Er mich immer mehr unverwundbar mache ebensowohl gegen Lobreden, als gegen die feindliche Kritik.“

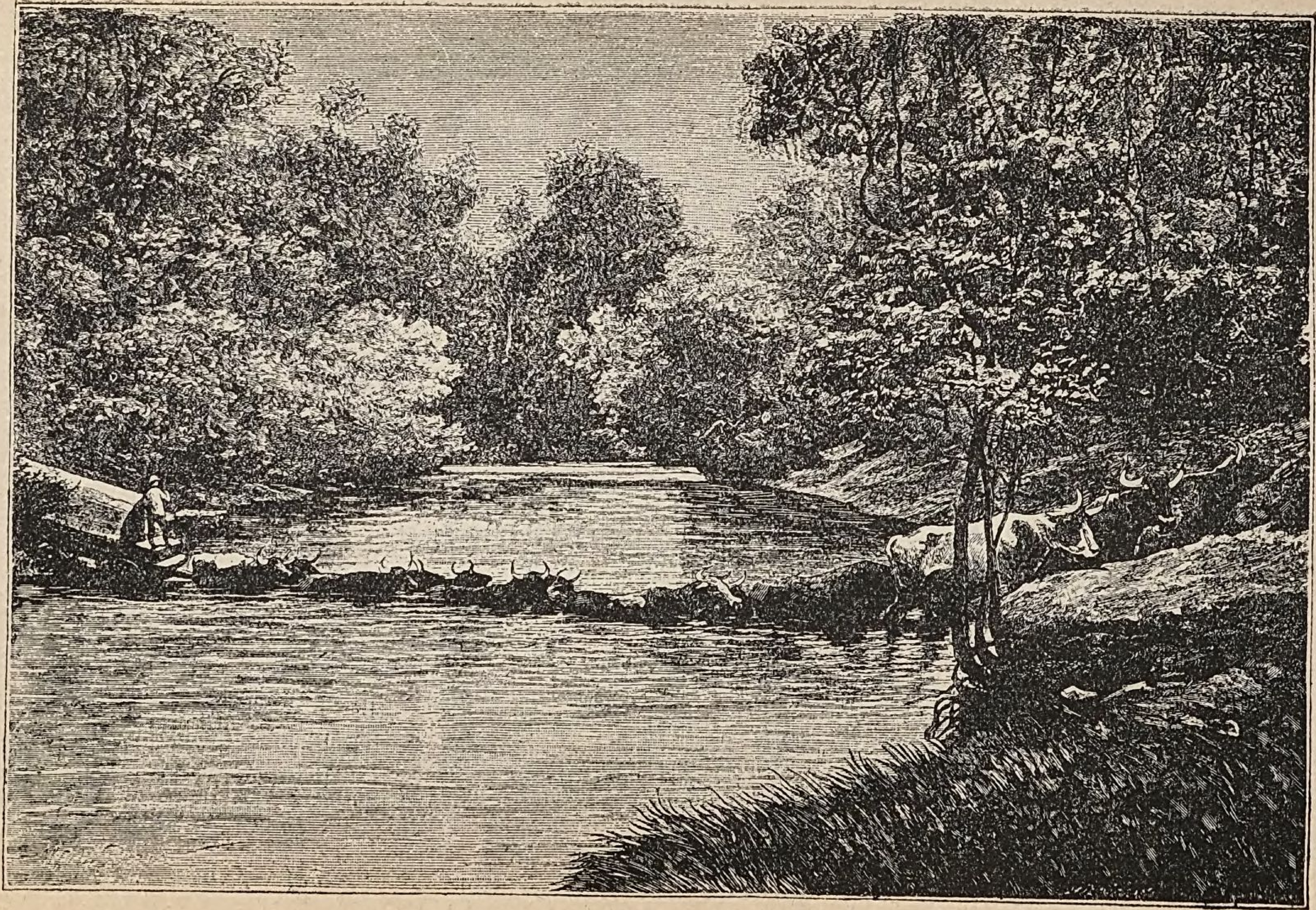
Die bisher erwähnten Hindernisse, welche Missionar Coillard durch die Güte Gottes überwunden hatte, sollten selbstverständlich nicht die einzigen sein; sie waren

nur der Anfang einer ganzen Reihe der verschiedensten Prüfungen und Widerwärtigkeiten, welche die Aufgabe, der Führer der Karawane zu sein, mit sich brachte, und auf die man auch mehr oder weniger gefaßt war. „Der Teufel folgt uns auf der Ferse und legt uns Schritt für Schritt neue Schwierigkeiten in den Weg. Mir scheint manchmal, als kämpfte ich leibhaftig mit ihm; ein Beweis, daß er Angst hat.“ Entweder sind es Neger, welche, gleich ihrer sechse auf einmal, davonlaufen; oder es sind die Ochsen, welche sich in der Umgebung des Lagers verirren und nun wieder zusammengesucht werden müssen, worüber ein ganzer Tag verstreicht. Bald wird der Boden durch heftige Gewitter so sehr durchweicht, daß die Reisenden gar nicht, wie gewöhnlich, lagern können; die Weißen verbringen in solchen Umständen die Nacht im Ochsenwagen, die Schwarzen darunter oder daneben. Sie haben die Gewohnheit, mit hochaufgestülpten Beinkleidern sich in den Schlamm zu stellen und aufrechtstehend, wie die Störche, zu schlafen. Bald sind es Wagenunfälle, unlenkbare, störrige Ochsen, das Einsinken der Räder in den tiefen Schlamm der sumpfigen Gegenden, bald ist es die in diesen Regionen zwar selten, aber doch von Zeit zu Zeit plötzlich eintretende Kälte, vor allem aber das Fieber, welches mitunter die Reisenden mit einem Schlage niederwirft und ganz und gar marschunfähig macht. Glücklicherweise besaß Frau Coillard sehr viel Verständnis und Geschick in der Behandlung und Pflege der Kranken. Zu diesem praktischen Sinn gesellte sich eine herzgewinnende Freundlichkeit und wohlthuende Heiterkeit, welche ja schon an und für sich eine große Ermutigung besonders für Fieberkranke sind. Ihre Fröhlichkeit verließ sie auch nicht in Zeiten der Not, wenn sie mitunter die Speisen nicht auftreiben konnte, welche sie ihren Kranken und Genesenden so gerne vorgesetzt hätte, ja, wenn sie auch den Gesunden öfters die

nötige Nahrung vorenthalten mußte. So geschah es eines Tages, daß wirkliche Hungersnot an ihrer Thüre anklopfte. Die gewöhnlichen Portionen für ihre Pflegebefohlenen waren seither schon ungemein gering gewesen und nun mußte beim Austeilen der Speisen förmlich gekargt werden. Welche Entbehrungen gab es doch zu ertragen, da oft genug das Allernotwendigste gänzlich fehlte!

Doch folgen wir nun unseren Reisenden. Nachdem sie den Norden des Lessuto verlassen, durchzogen sie zunächst den Oranje-Staat; sie berührten verschiedene seiner Missionsstationen. Sodann führte sie ihr Weg nach Prätoria, der Hauptstadt von Transvaal, wo sie einige Tage rasteten, um den Ochsen die nötige Ruhe zu gönnen und die für das Gepäck erforderlichen Maßregeln zu treffen. Die Behörde behandelte sie dabei sehr wohlwollend und erließ ihnen alle Zollabgaben, welche sonst sehr drückend für sie gewesen wären. Dieses Entgegenkommen, sowie der brüderliche Empfang von seiten der dortigen Pastoren, die Versammlung, in welcher sie reden mußten und die hübsche Summe, die ihnen von den Geschwistern hier übergeben wurde, machten diese Stadt für sie zu einer kostbaren Oase in der Wüste.

Bald nachdem sie Prätoria verlassen hatten, gab es einen neuen Aufenthalt von 14 Tagen und zwar an den Ufern von hochangeschwollenen, schäumenden Flüssen. Missionar Coillard schreibt: „Ich sah dicht vor unseren Füßen jenen mächtigen Fluß und erkannte zugleich die Unmöglichkeit, über denselben zu setzen: ich sah jene drohende Wolke über unserem Haupte schweben, welche mehr als einmal über uns losbrechen sollte, die Sümpfe mit ihren Fieberdünsten, deren pestige Nachbarschaft ich mehr als alles andere fürchtete, ohne sie vermeiden zu können. Dann wies uns die Hungersnot die Zähne. Um das Unglück voll zu machen, wurden uns unsere beiden Ziegen gestohlen;



Furt Marico (zwischen Prätoria und Shoshong).

der köstliche Trank von frischer Milch, welchen wir so sehr schätzen, war damit dahin. Unsere Pferde kamen da eins nach dem andern um, und, was noch trauriger war, unsere Ochsen fielen, wie die Mücken; ganze Scharen von Geiern, welche uns nicht verließen, stürzten sich auf das Aas und stritten sich um die Beute. . . .“

Gewiß ein trauriges Bild! Aber nach dieser Glaubensprobe schenkte ihnen der Herr eine große Freude: es war die glückliche Ankunft in der Hauptstadt der Bamangwatos und das Wiedersehen mit dem König Khama, mit seinen Missionaren und vielen seiner christlichen Häuptlinge.

Welche Erfrischung war dieser warme Empfang solcher Freunde für ihr Herz! Khama ist ein schönes Beispiel davon, was das Evangelium an einem heidnischen König ausrichten kann. Von allen Seiten rühmt man seinen Charakter. „Durch die Nachfolger Moffats und Livingstones erzogen (besonders auch seit dem Jahre 1859, durch einen Hermannsburger Missionar), ist er ein wahrer und bekenntnistreuer Christ; er übt auf sein Volk, bei welchem er ungewöhnlich beliebt ist, einen starken und wohlthätigen Einfluß aus. Eine große Anzahl seiner Unterthanen hat den christlichen Glauben angenommen. Er hat etwas Offenes und Wohlwollendes in seinem Benehmen und ist fein und edel in seiner ganzen Erscheinung.“ *)

Güte, Aufrichtigkeit, Einfachheit, das sind die Hauptzüge seines Wesens. Keiner unter seinen Unterthanen leidet Not, solange Khama ihn davor schützen kann; den allerärmsten giebt er Heerden, die zwar sein Eigentum bleiben, deren Ertrag jedoch zu ihrer Ernährung dienen soll. Er haßt die Trunksucht und verbietet sie nicht nur in seinem Königreiche, sondern trifft auch allen Alkoholhandel innerhalb seines Machtgebietes mit schweren Strafen. Dagegen

*) Alfred Bertrand: Afrikanische Briefe.

gewährt er jedem Weißen, der einen friedlichen und ehrbaren Charakter an den Tag legt, das Aufenthalts- und Durchgangsrecht in seinem Lande. Seine Residenz wurde ursprünglich Mangwato, dann Shoshong genannt, nach dem Namen des Flusses, an dessen Ufern sie erbaut war, endlich Palapye, als man durch das Versiegen dieses Flusses genötigt wurde, sich irgendwo anders anzusiedeln; sie ist die bedeutendste Stadt jener Gegend. Als sich unsere Expedition im Jahre 1884 daselbst aufhielt, zählte sie ungefähr 15000 Seelen; heute (nach zehn Jahren) schätzt man die Bevölkerung schon auf 25000 Seelen. Die Stadt besteht aus kleinen, kegelförmigen Erdhütten mit Strohdächern bedeckt und durch rohe Umzäunungen geschützt. Dieselben sind an breiten Verkehrswegen gelegen. So wohlthuend auch der Aufenthalt an diesem Orte war, bald mußte wieder geschieden und weitergewandert werden, nach dem Norden hin. Khama that für seine Freunde alles, was nur in seiner Macht lag: er gab ihnen Ochsen und verschaffte ihnen Hirten und Führer; er sandte einen Boten ab, der ihnen vorangehen und ihre Ankunft bei jenem Könige im Sambesi-Thale vorbereiten sollte. Uebrigens schrieb letzterer an Khama: „Wir erwarten Missionar Coillard, von dem man mir versichert, er sei nun unterwegs, und ich erbitte mir von Ihnen die Gunstbezeugung, ihm helfen zu wollen, damit er so schnell als möglich hierherkommen kann.“

Man trennte sich, nicht ohne Wehmut. Am Tage der Abreise hättet ihr auf dem öffentlichen Platze unsere sechs angespannten Wagen sehen können und rings herum die ganze europäische Bevölkerung der Gegend und eine Menge Bamangwatos. Unserer Gewohnheit gemäß, — als unsere Ochsen schon unter dem Joche sind, und ehe der Marschbefehl gegeben wird, bleiben wir alle noch einen Augenblick mit entblößtem Haupte stehen. Inmitten einer tiefen,

feierlichen Stille stimmten wir unser Lessuto-Lied an: ‚In aller Zeit gedenke mein, O, mein Herr, ich bitte Dich . . .‘; dann fielen wir auf die Kniee und empfahlen uns gegenseitig dem Herrn und dem Wort Seiner Gnade. Dann kamen die letzten Verabschiedungen, der letzte Händedruck; die hereinbrechende Nacht verbarg die allgemeine Bewegung; aber ein geheimnisvoller, elektrischer Strom durchzog unsere Herzen und ließ sie schneller schlagen. . . .“

Die Gesellschaft hatte sich um ein Mitglied bereichert: es war Aaron, einer von den Evangelisten aus Seleka, welche die Missionare Coillard und Jeanmairet in der letzten Zeit auf ihren Posten abgelöst hatten. Man wird sich noch erinnern, daß sie anfänglich ihrer vier waren. Der eine war inzwischen heimgegangen, ein anderer nach dem Lessuto zurückgekehrt, der dritte in den Dienst der waadtland'schen Mission in den Spelonken eingetreten. Aaron allein kam, die kleine Phalanx zu stärken. Der Boden, den er gepflegt hatte, war dürr und hatte fast keine Frucht hervorgebracht; freilich, eine ganze Reihe Eingeborener hatte das Lesen, sogar das Schreiben gelernt; sie sangen auch viele schöne Lieder; aber die Herzen schienen nicht getroffen worden zu sein. Ein einziger junger Knabe, welcher durch seinen Häuptling nach Morija geschickt wurde, um dort zum Lehrer für sein Volk ausgebildet zu werden, bekannte sich zum Evangelium und wurde getauft. Aber wenn auch diese Arbeit fruchtlos erschien, sie war den Arbeitern selbst zu großem Segen geworden; sie hatte ihnen Reife und Erfahrung eingebracht. „Aaron bringt uns einen kostbaren Beitrag von Kraft und Energie, und er hat einen großen Teil der allgemeinen Verantwortung auf sich genommen, was mir wesentliche Erleichterung verschafft. Er hat die Leitung des Fuhrwerks übernommen. Dies ist keine so einfache Sache; denn es wird durch zwei Ochsen gezogen, welche an der Deichsel gehen und denen

sechs Esel vorgespannt sind, die erst zum ziehen dressiert werden mußten. Es sieht komisch aus, dieses eigentümliche Gespann; die Ochsen sehen darein als wären sie in Ungnade gefallen und stoßen links und rechts mit den Hörnern; die kleinen Esel bewegen sich nicht; sie sind ungemein phlegmatisch. Man kann sie stechen, stoßen, treiben, schlagen, ihr Humor kommt dadurch nicht aus dem Geleise. Wißt ihr nicht was Geduld heißt, sie werden es euch lehren. In Seleka haben wir etwa zwanzig von diesen Tieren gefunden; ich denke, dieselben dressieren zu lassen; sie können uns in den von der Tsetse-Fliege heimgesuchten Gegenden außerordentlich nützlich werden. Aber welche Konzerte sie uns geben! — Wir reisen nach patriarchalischer Weise; außer unseren Zugochsen und den Eseln haben wir noch drei Milchkühe (meistens Geschenke, die wir erhalten haben), und 28 Schafe; außerdem noch eine kleine Herde, die unserem Aaron gehört."

Nachdem man Mangwato hinter sich hat, geht's durch einen Teil der Kalahari-Wüste. „Der Ausdruck ‚Wüste' bedeutet nicht notwendig eine brennende und endlose Sandfläche. Nein, dieser Teil des Landes," schreibt Missionar Jeanmairet, „bietet im Gegenteil öfters eine große Mannigfaltigkeit. Erst kommt die Region der Dornbüsche, dann die der Palmbäume und der Aloen; dann folgen horizontlose Ebenen, salzige Teiche, kurz, die Wüste in ihrer Nacktheit, aber doch nicht ohne Reiz. Daran schließt sich die Region der Urwälder, des tiefen Sandes. Es ist unbestritten die schönste. Welch wunderschöne, zu Bauholz geeignete Bäume sahen wir doch da! Und doch muß ich gestehen, daß keiner dieser Wälder mich auch nur im entferntesten an unsere europäischen Wälder erinnert hat, auch nicht die reizendsten Aussichtspunkte. Das Lessuto ist übrigens wegen seiner schönen Berge das schönste Land, das ich in Afrika gesehen."

Was das Reisen in diesen Gegenden äußerst schwierig macht, besonders wenn die Reisenden zahlreich sind, ist die Unmöglichkeit, sich mit Vorräten an Lebensmitteln und vor allem mit Wasser zu versehen. In dieser Hinsicht ist die Wahl der Jahreszeit gar nicht gleichgültig. Die einzuschlagende Richtung hat auch ihre Bedeutung; denn es kommt sehr darauf an, daß man die Striche vermeidet, wo die Tsetse-Fliege angetroffen wird, die große Feindin der Ochsen, die ganz besonders bewaldete Gegenden fast unpassierbar macht, so daß es ratsam ist, die Wälder nur im Winter oder nachts zu bereisen. Dieses Insekt ist bekanntlich eines der größten Hemmnisse in der Eröffnung Central-Afrikas für Handel und Kultur. „Es ist ein neuer Fluch zu den Dornen und Disteln, die den ersten Menschen als Strafe angekündigt wurden. Es verursacht dem Reisenden öfters große Ausgaben und schwere Verlegenheiten, so daß es manchmal nötig wird, den Menschen selbst an Stelle der Lasttiere zu gebrauchen.“ Die Erfahrung lehrt die Distrikte leicht erkennen und meiden, in welchen die Tsetse-Fliege haust; so hat man z. B. wahrgenommen, daß sie sich am liebsten da aufhält, wo Herden von Büffeln und großen Antilopen weiden; während sie die sonnigen Gegenden, wo es von Moskitos wimmelt, gewöhnlich meidet.

Während der Durchfahrt, wenn wir es so nennen wollen, war es keine Kleinigkeit, das Neger-Personal zu leiten. In folgenden Worten teilt uns Missionar Jeanmairet seine Eindrücke darüber mit: „Es ist wirklich recht schwer, die eingeborenen Mitarbeiter den Anforderungen einer beschwerlichen Reise anzupassen, bei welcher man jeden Augenblick an die Energie des Einzelnen und an seine Selbstverleugnung im Hinblick auf das zu erreichende Ziel appellieren muß. Die Kultur rief unter den Eingeborenen noch keine arbeitende Klasse hervor, welche gegen

Geldentschädigung die Arbeit anderer verrichtet. Trotz ihrer Tyrannei haben die Häuptlinge ihre liebe Not, bis sie jedermann befriedigen können. Sie finden nur dann mehr oder weniger Gehorsam, wenn sie die einen durch große Gunstbezeugungen sich verbindlich machen, um durch dieselben andere zu knechten. Unter solchen Umständen ist es für den Missionar eine schwierige Aufgabe, und erfordert viel Weisheit, sich Gehorsam von den in seinem Dienste stehenden Negern zu verschaffen, die er noch dazu sehr teuer bezahlen muß. Gefällt einem eine Arbeit nicht, so wartet er in der größten Seelenruhe, ob wohl ein anderer komme, der sie für ihn verrichte. Jeder Aerger darüber ist verlorene Mühe; es muß ihnen gezeigt werden, daß sie die Arbeit thun müssen und dann wird gewöhnlich ihr Widerstand durch leichtfaßliche Gründe überwunden. Geduld und Freundlichkeit, gepaart mit einer unerschütterlichen Festigkeit, sind Eigenschaften, welche die Missionare vor allen anderen besitzen sollten. Die Eingeborenen betrachten sich selbst als unsere Kinder, sie nennen uns ihre Eltern; aber es sind anspruchsvolle Kinder. . . . Eigentlich stehen wir ihnen gegenüber als die Dienenden da, obwohl sie uns ihre Herren heißen; doch klagen wir darüber nicht, denn was ist Jesus auf Erden anders gewesen, als aller Diener! . . . Ich versichere euch, daß ich von den eingeborenen Christen weit weniger eingenommen bin, als das in Europa gewöhnlich der Fall ist. Gewiß, sie sind erlöste Menschen und wir preisen den Herrn darob; aber wie viele Schwachheiten haben sie noch an sich! Man bildet sich leicht ein, daß die aus dem Heidentum hervorgegangenen Christen einen musterhaften Lebenswandel führen; in der Wirklichkeit ist das jedoch anders. Es ist schon viel erreicht, wenn die Heiden in gläubige Menschen verwandelt worden sind und es wäre unrichtig, sie als vollkommene Christen zu preisen, die ohne Tadel dastehen.

Ich möchte aber dem Gesagten nichtsdestoweniger hinzufügen, daß unsere Evangelisten in jeder Hinsicht das geworden, was wir von ihnen erwarten durften und daß sie ihren übrigen Landsleuten weit voraus sind.“ —

Wir gelangen nun mit unseren Reisenden nach Pandamatenga, 500 Kilometer weiter nördlich gelegen von der letztgenannten Station. Diese Anstalt, welche von den Jesuiten gegründet wurde, mag in Bezug auf das Personal sowohl, als auch in materieller Hinsicht zu den bestangelegtesten Niederlassungen gerechnet werden, die man sich denken kann. Wir sahen viele „Brüder“, welche die Geschäfte der Gärtnerei, der Landwirtschaft, der Schreinerei, des Kochens und dergleichen zu besorgen hatten, so daß sich die „Väter“ selbst ungehindert der Pflege des geistlichen Lebens hingeben können. Doch scheint diese Wohlhabenheit nicht besonders gesegnet gewesen zu sein; denn die Mission ist durch vieles Unglück und eine Menge Todesfälle heimgesucht worden, und die geistlichen Früchte dieser Arbeit sind bedeutungslos, ja man kann sagen, gleich Null geblieben. Missionar Arnot behauptet, daß gerade dieser große Wohlstand die Ursache des Mißerfolges geworden sei. Wir erwähnen dies nur deshalb, um junge Missionare zu ermuntern, die Entbehrungen und Mühen fröhlich zu ertragen; der Wunsch ihrer Freunde wäre gewiß der, ihnen dieselben zu ersparen, doch scheinen sie im Plane und in der Absicht Gottes mit inbegriffen zu sein. Der äußere Verkehr unserer Reisenden mit den Jesuiten war übrigens ein herzlicher und sie nahmen mit vielem Dank die Früchte und sonstigen Gartenerzeugnisse entgegen, welche ihnen so freundlich dargereicht wurden. Als die Pater ein Jahr darauf mit ihren Brüdern das Land verließen, übergaben sie unseren Missionaren allerlei Vorräte und nützliche Gegenstände für eine ganz geringe Entschädigung.

An demselben Orte befand sich die Faktorei eines christ-

lichen Engländers namens Westbeach, der unsere Freunde sehr oft bei sich aufgenommen und sie stets, soviel in seinen Kräften stand, mit Lebensmitteln versorgt hat. Er war ein Mann mit liebevollem Herzen, und alle, die geschäftlich mit ihm in Berührung kamen, Schwarze sowohl als Weiße, sprechen mit Hochachtung von ihm. Obwohl er die Gegend am Sambesi verlassen, werden wir doch öfters noch auf ihn zurückkommen.

Gegen Ende des Monats Juli 1884 erreichte die Karawane Leshoma, nur 10 Kilometer von dem großen Flusse entfernt, an dessen jenseitigem Ufer man sich niederlassen wollte. Mit dankbarem Herzen wurde hier an dem Orte ausgespannt, der zunächst das Ziel ihrer langen, beschwerlichen Pilgerfahrt bildete und — wenigstens provisorisch — zur Station gemacht werden sollte. „Ja, die Reise ist lang, kostspielig und mühevoll gewesen. Nun, da wir ruhen dürfen, spüren wir erst recht die Folgen derselben und fühlen uns körperlich und geistig ermattet. In den letzten Wochen schien es uns manchmal, als wollten die Quellen des Lebens versiegen; aber Tag für Tag und in jeder Lage gab uns Gott das nötige Maß von Kraft. Wir haben es gelernt, alle unsere Sorgen auf Ihn zu werfen, und Er hat für uns gesorgt. Ueberall auf dem ganzen Wege haben wir teilnehmende Freunde gefunden, ja, gerade dort, wo man uns Feindschaft und Hindernisse prophezeit hatte, wurden wir mit lauter Freundlichkeit und Zuvorkommenheit aufgenommen. Keine ernsteren Krankheiten, keine schweren Unfälle durften uns schaden. Wir haben das Gespenst des Hungers und den Durst gefürchtet; aber Gott hatte für alle unsere Bedürfnisse vorgesorgt und für uns die Teiche der Wüste mit Wasser gefüllt. Wo unser Weg hier und dort versperrt und mit Dornhecken umgeben war, durften wir die schönsten Blumen und lieblich duftende Blüten pflücken. Und die allergrößten

Schwierigkeiten wurden uns zu Kanälen der Kraft und der kostbarsten Segnungen. Bei dem ‚Eben-Ezer‘, das wir hier im Namen Dessen errichten, Der all unser Kommen und Gehen gesehen und gekannt hat, empfinden wir im Rückblick auf die Vergangenheit nur Anbetung und Dank; der Zukunft gegenüber Ruhe und Vertrauen. Durch das Auge des treuen Herrn geleitet, durch Seine allmächtige Hand geführt, ist es uns genug, mit Ihm einen Schritt nach dem anderen machen zu dürfen. Wir halten uns an Sein Wort: Das Licht ist für den Gerechten gesät und die Freude gehört denen, die geraden Herzens sind.“ *)

*) F. Coillard.

Von Leshoma bis Kazungula.

War Leshoma nun auch ein eroberter Punkt, so war es doch nicht das Ziel der Reise. Die Mission sollte im Mittelpunkt des Barotsi-Landes und in mehreren Städten desselben festen Fuß fassen; aber ehe die Missionare weiter vordringen konnten, mußten sie die üblichen Formalitäten berücksichtigen, was stets viel Zeit in Anspruch nimmt. Ihr Aufenthalt in der provisorischen Station hatte aber immerhin seinen Wert, und später sollte dieselbe als Warenniederlage noch mehr an Bedeutung gewinnen. Unsere Freunde bauten sich also daselbst einige Hütten, die teils als Wohnungen für die Missionare und ihre Begleiter dienten, teils zu Stallungen, Küche, Hühnerhaus, Schuppen und dergleichen benützt werden sollten. Jeden Tag hielten sie eine öffentliche Andacht, wobei sie sich unter anderem auch bemühten, ihre Zuhörer einen Bibelvers auswendig lernen zu lassen und die Worte eines Liedes erklärten, welches man dann gemeinschaftlich sang. Am Sonntag hielten die beiden

Missionare abwechselnd Gottesdienste, die meist von europäischen Kaufleuten und Jägern besucht wurden. Fräulein Coillard ging ungesäumt daran, eine Sonntagsschule und bald darauf auch eine Kinderschule an den Wochentagen zu eröffnen. Sodann versammelte sie allabendlich gemeinsam mit Missionar Jeanmairet sämtliche jungen Leute, welche in irgend einer Weise im Dienste der Mission angestellt waren, um sie im Worte Gottes zu unterrichten. Uebrigens zeigten sich die Eingeborenen hier nicht besonders hungrig nach der Erkenntnis Gottes, und die Missionare mußten je länger je mehr die Wahrnehmung machen, daß die merkwürdige Entfaltung der körperlichen Kraft und Schönheit dieser Neger die Entwicklung des Geistes weit hinter sich ließ, so daß sie kaum im stande waren, auch nur eine kurze Stunde ihren Verstand und ihr Nachdenken in Thätigkeit zu erhalten. Dagegen zeugten allerhand Arbeiten, welche sie aus Elfenbein oder Eisen verfertigen, von wirklich praktischem Geschick.

Ueber ein Jahr verging, ehe unsere Freunde diesen Ort verlassen konnten, trotzdem Missionar Coillard gleich nach seiner Ankunft die ersten Schritte gethan hatte, um zunächst nach Seshehe zu kommen. Wenn man das linke Ufer des Stromes erreicht hat, gelangt man zuerst in diese Stadt und von hier aus nach Lealuyi, der Hauptstadt des Barotsi-Landes, welche er hauptsächlich ins Auge gefaßt hatte. Mit vieler Mühe war er bis Sesheke vorgedrungen; aber anstatt daß sie seine Pläne gefördert hätten, hielten ihn die kleinen Häuptlinge wochenlang dort auf, ohne daß er den Grund ihres seltsamen Verhaltens entdecken konnte. Er mußte, so sauer es ihn auch ankam, mit seinem jungen Amtsbruder in peinlicher Unthätigkeit, getrennt von den anderen Mitarbeitern, dort verharren. Schließlich klärte sich die Sache auf. Eine durch jene Häuptlinge längst vorbereitete Revolution, die man jedoch vor den Missionaren

sorgfältig zu verheimlichen wußte, stürzte den König Lewanika vom Throne und verursachte, daß im ganzen Lande alles drunter und drüber ging. Dadurch wurde die Reise nach der Hauptstadt unmöglich gemacht; denn die Brüder hätten sich nicht nur unnötigerweise der Raub- und Mordlust der aufgeregten Bevölkerung preisgegeben, sondern der neue König Akufuna selbst hätte ihnen auch kaum Gehör geschenkt und war mit ganz anderen Gedanken beschäftigt, als Missionare im Lande aufzunehmen. Es mußte ihm die nötige Zeit gelassen werden, seine Macht zu befestigen. So zogen sich denn die beiden einstweilen wieder in ihr Lager zurück, bis Bruder Coillard einige Monate später, vom Könige berufen, sich anschickte, die Reise zu unternehmen.

Eben zu dieser Zeit warf ein heftiger Fieberanfall seine wackere Gefährtin danieder und dadurch verzögerte sich die Abreise um mehrere Tage. Er selbst schreibt darüber: „Der Herr wollte jetzt von uns ein völligeres Vertrauen zu Seiner Liebe und Macht fordern. Der Zustand meiner lieben Frau wollte mir große Sorge machen. Ich wußte nicht, welchen Ausgang die Krankheit nehmen würde. Vom Flusse her, wo die Häuptlinge unser harrten, gelangte eine Botschaft um die andere an uns; die guten Leute wollten es gar nicht begreifen, wie die Erkrankung einer Frau ein Hindernis zu unserer Abreise sein konnte, während doch der König in Person uns zu sich befahl. Gleichwohl kamen drei dieser Häuptlinge zu uns, um uns zu besuchen und legten dabei eine Teilnahme an den Tag, die uns sehr wohl that. Weit entfernt, uns nach ihrer sonstigen Gewohnheit mit aufdringlichen Bitten und Betteleien zu belästigen, traten sie mit der größten Ehrerbietigkeit bei uns ein. ‚Denke nur nicht,‘ sagten sie, ‚daß wir gekommen seien, um dich zur Eile zu drängen. Unsere Mutter ist krank, und nur, um sie zu sehen, haben wir

deine Hütte aufgesucht. Pflege sie, und wenn du bereit bist, über den Fluß zu gehen, wirst du Kähne und Leute finden, die bei der Furt auf dich warten.' Wundert ihr euch nicht darüber, wie der Feind bei jedem weiteren Schritte vorwärts uns zu hemmen sucht und um jeden zollbreit Wegs, den wir gehen, prozessiert? ... Im letzten Augenblicke, gerade als der Horizont sich aufhellt, da kommt noch die Krankheit und will uns aufs neue aufhalten. Vermutlich sind diese Prüfungen bei weitem nicht die letzten, welche auf unseren Glauben anstürmen werden, bis wir endlich im Lande der Barotsis festsitzen und die Arbeit dort beginnen kann. ... Indessen sagte mir meine liebe Frau: ‚Morgen wird es mit mir besser werden und du wirst abreisen können. Ich werde dir nie im Wege sein, wenn Gott dich ruft und dir die Thüre öffnet.' ... Es schwebte aber doch ein Regenbogen über unserer Trennung; denn Gott hatte unsere Gebete erhört."

So reiste er denn ab, dieses Mal nur von Middleton und Aaron begleitet. Zwei untergeordnete Häuptlinge hatten den Auftrag erhalten, sie nach Sesheke zu führen. Der eine von ihnen, Mahaha, war ein alter Bekannter; vor sechs Jahren war er ein recht aufmerksamer Zuhörer gewesen, und sobald er den „Moruti" wiedersah und begrüßt hatte, rief er aus: „Singet uns doch von Jesus!" Rasch vereinigten sie sich und stimmten miteinander das schöne Lied an, welches sie bei jedem Aufenthalt zu singen pflegten: „Lasset uns Jesu singen, denn Er ist unser Erlöser." Dann erzählte der Heide seinen Gästen ganz glücklich, wie Jesus das Land gesegnet habe durch einen erquickenden Regen und eine vorzügliche Ernte.

In Sesheke fand Missionar Coillard einige seiner Kisten — freilich teilweise geleert — wieder, die er früher dort hatte zurücklassen und in Verwahrung geben müssen. Man weiß nicht, soll man lachen oder weinen bei der

Schilderung des Auspackens: „Alles ist geöffnet worden. Man hat sich in sehr liberaler Weise der Glasgeschirre, des Pulvers, der Stoffe, der wollenen Mützen bedient. Der Dieb hat sich ein Vergnügen daraus gemacht, meine wollenen Hemden, sowie meine weißen Flanellkleider anzuziehen, auf seine Negerhaut, die über und über mit Fett beschmiert und mit Ocker bemalt war. Er hat sie wohl für seine robuste Gestalt zu eng gefunden, denn er wusch sie, so gut er konnte, aus und legte sie wieder in die Kiste, zusammen mit Arzneifläschchen, Blei u. s. w., alles durcheinander. Die Geschichte mit den Hemden hat uns in helles Lachen versetzt und ich dachte: wenn nur der Schlingel den guten Gedanken gehabt hätte, uns ein Stück Seife übrig zu lassen! Aber der Verlust unserer Glasgeschirre und unserer Stoffe, welche uns als Taschengeld für die Reise hätten dienen sollen, bereitete uns die größte Verlegenheit.“

Begleiten wir unsere Freunde auf ihrer Wasserfahrt: „Man reist gewöhnlich bei Tagesanbruch ab, nach der gemeinschaftlichen Andacht und wenn jeder auf seinem Posten steht. Wunderschön ist der Anblick des Flusses mit den Ungeheuern, welche in seinen Gründen spielen, mit den Wolken von Wasservögeln, die seine Sandufer beleben, mit seinen grünenden Inselchen, seinen mannigfaltigen, bald nackten, bald bemoosten oder bewaldeten Ufern und zahllosen Stromschnellen und Wasserfällen. Bei jeder Biegung bietet sich ein neues Panorama dar. Es ist eigentlich nichts Romantisches dabei; der Pflanzenwuchs ist kein besonders auffallender; und doch, an gewissen Stellen hätte ich mich fast am Comersee geglaubt. . . . An sein Gepäck gelehnt, auf eine feuchte Matte gekauert, in dem kleinen Raum kampierend, den ihm fünf oder sechs Ruderer übrig lassen, den ganzen Tag in der Sonne gewiegt — da wird der Reisende bald müde, die Natur zu bewundern, oder

zu lesen; er kämpft vergeblich gegen den Schlaf, und schließlich schlummert er langsam ein. ... Zuweilen wird die Fahrt beschwerlich, ja gefährlich; dann wird man plötzlich wach und man bleibt auf der Hut; denn der Sambesi kann verhängnisvoll werden. An einem geeigneten Lagerplatz angelangt, zieht man die Kähne ans Ufer, errichtet die Zelte und bereitet das Abendbrot, sowie die Speisevorräte für den kommenden Tag. Aber was rede ich von Zelten! es sind eigentlich nur Rohr- und Strohhütten, in welchen unsere jungen Leute wie Schafe zusammengepfercht liegen. Erhebt sich in der Nacht ein Sturm, so krachen diese Schlafgemächer unfehlbar zusammen. Daran sind jedoch die Sambesier schon lange gewöhnt und lassen sich's ruhig gefallen. Die einen vergraben sich in feuchten Grashaufen; die anderen bedecken sich mit den Matten, auf denen sie zuvor gelegen; dieser schläft zusammengekrümmt in sitzender Stellung, während jener mit den zerfetzten Ueberresten eines Pelzmantels angezogen, sich daneben ausstreckt.

Bei den Ngonye-Fällen mußten wir die Kähne verlassen, welche durch die Neger stromaufwärts getragen wurden. Bei dieser Gelegenheit spielte sich eine wirklich wehthuende Scene ab. Die Eingeborenen empfinden für die Gottheit, die ihrer Meinung nach in den Tiefen dieser Strudel haust, eine solch hohe Verehrung, daß sie nie mit leeren Händen dorthin gehen. Als nun einer von unseren Führern hörte, daß wir keine Opfer thun werden, kniete er auf einen Felsen nieder, klatschte mit den Händen und beschwur den gefürchteten Flußgott aufs eindringlichste, keine Rache an uns zu nehmen, und zwar mit einem Ton, der ebensowohl Aufrichtigkeit als Traurigkeit verriet. „O Nyambe!“ ruft er endlich, „der du in diesen Abgründen wohnst, besänftige deinen Zorn! Sieh, diese Weißen sind arm und haben nichts, das sie dir darbringen könnten.

Hätten sie Stoffe oder Glasperlen, so würden wir es wohl wissen und ich würde es dir nicht verhehlen. Aber sie sind wirklich ganz arm und haben nichts zu verschenken. O Nyambe, räche dich nicht! verschlinge sie nicht! stille deine Wut, o Nyambe!“

Die Ankunft in Lealuyi war nichts weniger als heiter; der Bürgerkrieg hatte traurige Spuren zurückgelassen. „Von der schönen Negerstadt Robosi stehen nur noch die Ruinen von zwei großen Hütten; alles andere ist zerstört worden. Die gegenwärtige Hauptstadt besteht nur aus etlichen unter üppigem Pflanzenwuchs versteckten Erdhütten. Man sagt, daß sogar das große Königsschiff,*) ein wahres Meisterstück afrikanischer Schiffsbaukunst, in den Grund gebohrt worden sei, nur damit nichts mehr übrig bleibe, das an den vertriebenen König erinnere. — Das Gerücht unserer Ankunft hatte sich schnell verbreitet, und so fanden wir in der Hauptstadt mehrere der größten Häuptlinge, die unserer warteten. Am Tage nach unserer Ankunft fand der offizielle Empfang statt. Der junge König, in großkarierten portugiesischen Stoff gekleidet, saß auf seinem Thron mitten auf dem öffentlichen Platz. Hinter ihm befanden sich seine Diener, vor ihm die Serimba-Spieler**) und ein paar Trommelschläger, die einen betäubenden Lärm machten, während sich die Häuptlinge in einer Entfernung von 150—200 Metern rings im Kreise niedergelassen hatten. Das ganze Bild hatte etwas Ernstes und zugleich Urkomisches an sich. Der „Gambela“ (vom König verliehener Geschlechtsname des ersten Ministers) war gekleidet mit einem schwarzen

*) Man nennt es Nalikuanda und es spielt eine bedeutende Rolle im Leben des Königs und seines Volkes.

**) Die Serimba ist ein Musikinstrument der Neger, das aus zwei ausgehöhlten Flaschenkürbissen gefertigt ist; an denselben sind in Zwischenräumen zwölf Holzstäbchen befestigt, die, mit einem kleinen Hammer geschlagen, eigentümliche Töne erzeugen.

Rock und einem weißen Hemd; bei den übrigen wechselten in bunter Auswahl Nationalkostüme mit europäischen Uniformstücken und allen möglichen Unterkleidern; hier der Rock eines Polizisten von Kimberley; daneben die Uniform eines Dragoners; dort die eines Marineoffiziers, und nicht weit davon das lange, betreßte, abgetragene Staatskleid eines portugiesischen Hofbeamten. Solange die königliche Musik mit ihrem Getöse unsere Ohren erfüllte, hatten wir hinreichend Zeit, unsere Beobachtungen zu machen. Auf ein gegebenes Zeichen wurden alle Häuptlinge der Reihe nach zum Könige gerufen. Als die Ratsversammlung vollzählig war, schwiegen die Serimbas und Trommeln und die Audienz begann. Die Häuptlinge, welche uns hierher geleitet hatten, stellten uns vor und berichteten in ausführlicher Weise über ihren Auftrag und die Einzelheiten der Reise. Sodann nahmen wir das Wort, begrüßten den König und seinen Rat und erklärten Ursache, Bedeutung und Zweck unserer großen Reise. Sämtliche Häuptlinge erwiderten unseren Gruß, einer nach dem anderen, und alle ihre Worte zeugten von großer Aufrichtigkeit und Dankbarkeit. ‚Seid uns willkommen, ihr Knechte Gottes,' sprach der Gambela, ‚die ihr uns Regen und Frieden, Fruchtbarkeit und Schlaf bringt. Wir nehmen euch im Namen des ganzen Volkes auf. Jahrelang haben wir auf euch gewartet, und schon fürchteten wir, ihr hättet uns vergessen. Darum sehen wir heute euer Angesicht mit Freuden, und sind glücklich, aus eurem Munde zu hören, daß ihr nicht nur gekommen seid, um uns zu besuchen, sondern um unter uns zu wohnen mit euren Familien. Bald werdet ihr wahrnehmen, daß wir ‚gelbe' (d. h. von Neid erfüllte, leicht erregbare) Herzen haben, und unser Land ein Blutland ist. Das Volk ist müde; es seufzt nach Frieden; es verschmachtet. Hier ist es, wir stellen es euch vor Augen; rettet es.' Und sich direkt an Missionar

Coillard wendend, fuhr er fort: ‚Sieh hier unseren König, er ist noch ein Kind; sei du sein Vater, stütze ihn mit deinem Rat! Wir erwarten keine Geschenke; wir suchen keine Waren und fragen nicht, was ihr mitgebracht habt. Es ist nur euer Unterricht, den wir für uns erbitten; was uns fehlt, das ist der Friede, und den wollten wir gerne haben.‘ In demselben Sinne redeten auch die anderen.

„Am folgenden Tag wurden die Verhandlungen aufs neue eröffnet. Ich begann damit, dem König und den ihm zunächst stehenden Großen meine Geschenke darzubieten. Während ich den großen Saint-Cyr-Mantel auspackte, den ich in der Belle-Jardinière gekauft hatte, versuchte der Gambela, in Schweiß gebadet, seine Füße in ein Paar Stiefeln hineinzuzwängen, nach denen ihn besonders gelüstete. Der Mantel entzückte die ganze Versammlung; seine Stiefeln beiseite legend, warf ihn der Gambela um die Schultern Akufunas, der nun einige Augenblicke wie ein Pfau um uns herumstolzierte.

„Nun fing ich an, zu ihm zu reden. Still lauschte man meinen Worten, als ich mich an den König wandte und mich bemühte, ihm zu zeigen, daß er vor Gott nur ein Diener des göttlichen Willens sei, der einst über sein Thun Rechnung ablegen müsse. Es war mir nun ein Anliegen, dem jugendlichen Akufuna klar zu machen, daß er, obgleich König des Reiches, trotzdem kein Recht habe, ohne vorhergegangene Gerichtsverhandlung irgend jemanden zum Tode zu verurteilen. ‚Das ist ein gutes Wort! das ist ein väterlicher Rat!‘ sagten leise die Häuptlinge. Aber als ich vom Diebstahl redete und von der Notwendigkeit, denselben nun zu allererst auszurotten, da lachten sie mich alle aus. ‚Nun, was habt ihr denn dabei zu lachen?‘ fragte ich, ‚habe ich vielleicht etwas Lächerliches gesagt?‘ — ‚O, Moruti!‘ riefen sie, ‚du sprichst von Bestrafung und Ausrottung des Diebstahls, und hier stiehlt doch jedermann!‘

Aber indem sie lachten, zeigten sie, daß sie aufrichtig waren. Als Beweis dafür diente mir folgender Zwischenfall: Einige Tage nach jener Ratsversammlung mußte ich kurze Zeit abwesend sein. Trotz aller Mühe gelang es mir nicht, jemand zu finden, der die Verantwortung für mein Gepäck übernehmen wollte, obgleich ich zwei unserer Jünglinge zur Beaufsichtigung zurückließ. Auch jetzt wieder sagte man mir ganz unverhohlen: Hier wird Tag und Nacht gestohlen, und es ist überhaupt nichts sicher!"

Diese eintägige Abwesenheit hatte den Zweck, irgendwo in der Nähe einen geeigneten Platz zur Anlage einer Missionsstation zu finden. Der erste Versuch mißlang; denn der Ort, den man ins Auge gefaßt hatte, war zu gefahrvoll. Der beschwerliche und so ermüdende Streifzug war ganz vergeblich gewesen und hätte allen zuletzt noch recht verhängnisvoll werden können. Auf der Rückwanderung verirrten sich unsere Reisenden in der Dunkelheit und mußten auf einem morastigen Inselchen, voll von Pestdünsten, die Nacht durch kampieren; so der Kälte, dem Hunger und der Nässe ausgesetzt, erwarteten sie den anbrechenden Tag. Am Morgen erreichten sie sodann ihr Standquartier wieder ohne Schaden genommen zu haben. Tags darauf durchzogen sie die Gegend nach einer anderen Richtung und fanden in Sefula einen so vorzüglich geeigneten Platz, daß sie beschlossen, sich dort niederzulassen, sobald nur die Jahreszeit gestatten würde, Leute und Gepäck zu befördern. Die Häuptlinge versprachen ihnen, gleich nachdem die Ueberschwemmung vorüber sei, die nötigen Kähne zu ihrer Verfügung zu stellen. Sie bestanden darauf, unsere Evangelisten (aus dem Bassutostamme) in ihrer Mitte zu behalten. „Es ist etwas ganz Merkwürdiges um die Achtung und den Respekt, womit die Barotsis ihren früheren Herren immer noch begegnen; daher kommt es auch, daß die Sprache der Bassutos noch im ganzen

Lande die vorherrschende ist. Die Anwesenheit Aarons in der Hauptstadt erregte allgemeines Aufsehen; die bedeutendsten unter den Eingeborenen bemühten sich, ihm Aufmerksamkeiten zu erweisen; die Frauen schickten ihm Speisen zu. Diese Popularität hatte gewiß auch ihre Schattenseiten; aber sie war nun einmal vorhanden."

Die Vorarbeiten waren beendigt und Missionar Coillard durfte sich des Zusammentreffens mit den Seinigen freuen; man kann sich denken, wie sehr er sich nach ihnen sehnte.

Aber ach! er sollte bei seiner Ankunft traurige Zustände antreffen! Hören wir ihn selbst darüber berichten: „Unser Freund Jeanmairet war uns allein entgegengekommen. Als wir unsere Ankunft signalisierten, schleppten sich die Uebrigen aus den Hütten und Betten, um uns zu empfangen. Leshoma war zum Krankenhause geworden und wir erschraken vor all den leichenblassen Gesichtern. Während meiner Abwesenheit hatte das Fieber gewütet; niemand war verschont geblieben, meine liebe Frau noch weniger als die andern, und dabei lag die ganze Last der Verantwortung für den Verkehr nach außen, die Arbeiter, die Verpflegung von Menschen und Vieh auf ihr allein.... ‚Ich danke Gott,' sagte sie zu mir, ‚daß ich doch immer noch den Kopf hoch halten und hin und her gehen konnte, um Rat zu geben oder Arzneien auszuteilen und nach allem zu sehen.'... Meine Nichte, immer munter, hatte die Haushaltung übernommen und leitete die Schule, solange sie sich einigermaßen wohl und stark genug fühlte; Missionar Jeanmairet kämpfte wacker gegen die durchs Fieber verursachte Niedergeschlagenheit und arbeitete nach wie vor an dem bescheidenen Anfangswerke hier im Weinberge des Herrn — und so gelang es ihren vereinten Bemühungen, mit Gottes Hilfe diese schweren Zeiten der Not und Trübsal wesentlich zu mildern."

Dem Evangelisten Aaron war eines seiner Kinder

gestorben und wenige Tage darauf traf Levi ein ähnlicher Schlag. Es sollten ja bald glücklichere Zeiten kommen; aber einstweilen hatten unsere Freunde den Schmerz, immer noch vor den Thoren der Festung lagern zu müssen, die sie so gern für ihren Herrn erobert hätten. Das war eine Geduldsschule, die der Herr sie durchmachen ließ und deren geistlichen Segen sie nicht hoch genug schätzen konnten. Es war ihnen gut und heilsam, alle diese Schwierigkeiten zu ermessen und ihr völliges Unvermögen wahrzunehmen.

Von Zeit zu Zeit brachte ihnen die Post Briefe und Zeitungen, wodurch sie mit der übrigen Welt in Berührung blieben und ihrem Geiste eine sehr erwünschte Nahrung und Anregung dargeboten wurde. Damals blieb die aus Europa kommende Post noch sechs Monate unterwegs.

Erst Mitte August konnte das Lager ans andere Ufer des Flusses verlegt werden. Das geschah nicht ohne Mühe, aber auch nicht ohne ungemein malerische Scenen. Nicht weit vom Zusammenfluß des Chobe und Sambesi (letzterer von tiefblauer, ersterer von bräunlicher Färbung) hat der Strom eine Breite von nur 4—500 Metern, weshalb er stets bei dieser Stelle überfahren wird. Der Stadt Kazungula, auf der nördlichen Seite des Stromes, verdankt diese Furt den Namen „Kazungulafurt“. Man stelle sich einen solchen Flußübergang vor: Die ganze Ochsenherde schwimmt, jedes Tier ist von einem Kahn begleitet, von welchem aus es an den Hörnern gelenkt und im Notfall unterstützt wird. Die Esel werden auf ähnliche Weise hinübergebracht; die Wagen sind ihrer Räder entledigt und mit ihren großen Zelttüchern überspannt schwimmen sie zwischen zwei Schleppkähnen hinter dem kleinen Missionsdampfer hinüber. Die Ziegen kommen auf Fährschiffe. Da ein starker Wind wehte, so waren zur Ueberfahrt nicht weniger als acht Tage erforderlich. Denn wenn der Strom wild wird und seine Wogen brausen, dann darf kein

einziger Kahn die Fahrt wagen. Es ist sehr interessant, zu hören, welche Gedanken den Führer der Expedition beim Ueberschreiten des Sambesi bewegten: „Es war ein Gedenktag in der Geschichte der Evangelisation Afrikas, der Tag, an welchem wir mit unseren Familien und unseren Ochsenwagen über den Sambesi fahren konnten, jene bis dahin allen Fremden unüberschreitbare Mauer. Ob das unsere europäischen Christen viele Opfer an Menschenleben und Geld kosten wird? — Es ist wohl möglich. Aber das Evangelium von Christo darf unter keinen Umständen aufgehalten werden. Mögen diese Wilden uns ausplündern und töten, — die Boten des Friedens, welche die Predigt des Heils bis ins Herz des schwarzen Erdteils tragen sollen, werden in wenigen Jahren zu einem stattlichen Heer angewachsen sein! Ich bitte tagtäglich den Herrn, Er möge es unseren Mitchristen in der Heimat begreiflich machen, wie wichtig das von unserer Expedition erreichte Resultat sei, daß sie sich beherzt an die Spitze der Missionsbewegung stellen, die nichts weniger als die Eroberung jener weiten und dunkeln Welt ins Auge gefaßt hat. Wir gehören ja nur zum Vortrab; aber wir sind doch Streiter aus dem glorreichen Heere Jesu Christi. . . . Saget es doch unseren Freunden, wiederholet es ihnen immer wieder, daß die Stärke und die Entwicklung der Mission ganz und gar von ihrer Mitwirkung abhängen. O, daß sie nicht so lange warten möchten, uns Verstärkung nachzusenden, bis der Tod unsere kleine Schar lichtet! Wir warten auf Nachschub. Wir brauchen nicht bloß neue Munition, wir müssen auch unsere Schlachtlinien entwickeln und dazu braucht's neue Mannschaften. Wir stehen hier an den fernsten Grenzen, die das Evangelium erreichte. Vor uns liegen jene ungeheuren Länderstrecken, von Finsternis umnachtet, in welche wohl noch nie ein Funke des göttlichen Lichtes gekommen ist. Dort schmachten und



Sambesifurt bei Kazungula.

sterben unzählige Völkerscharen, gebunden mit Ketten des schrecklichsten Aberglaubens, verblutend an den Greueln und Grausamkeiten des Heidentums. Haben die Schrecknisse der Sklaverei Europa endlich erschüttert, wie sollte der Schmerzensschrei des Heidentums die Kinder Gottes gleichgiltig lassen und ohne Widerhall bleiben? . . . Christus muß gepredigt werden; die Zeit eilt. Lasset uns zeigen, daß die Jünger Christi zu großen Thaten und Opfern bereit sind! . . . Je näher man die Sambesier sieht, um so schwärzer erscheinen sie; aber wir wollen uns dadurch nicht entmutigen lassen, sondern das Werk, vor das wir gestellt sind, in seiner prosaischen Wirklichkeit ansehen. Wohl haben uns die Barotsis mit viel Begeisterung aufgenommen; allein sie haben kaum eine Ahnung davon, was wir ihnen mit der Verkündigung des Evangeliums bringen werden. Sie seufzen nach einem Etwas, das sie nicht haben und das ihnen fehlt, ohne es noch zu kennen. Sie suchen, im Finstern tappend, Den, der ihnen allein den Frieden geben und sie erlösen kann, **Jesum**, die Hoffnung der Völker."

In Sesheke.

So sind denn unsere Missionare am linken Ufer des Sambesi angelangt, der eine, um in Sesheke zu wirken, der andere, um das Panier des Evangeliums in Sefula aufzupflanzen. Die Vermählung des Missionars Jeanmairet mit der Nichte Missionar Coillards, welche am 4. November desselben Jahres (1885) feierlich und fröhlich vollzogen wurde, machte diese Teilung der Arbeitskräfte möglich. Die junge Tochter mag wohl in dem Hause ihrer Adoptiveltern, von dem sie nun Abschied nahm, eine große Lücke hinterlassen haben; allein sie hatten ja alle die Förderung des Werks, das sie begonnen, im Auge, und welch großes Vorrecht war es für die beiden jungen Ehegatten, den Weg voller Verantwortung und Selbstverleugnung, den sie gemeinsam gewählt, nun Hand in Hand gehen zu dürfen.

Während auf der Missionsstation Friede und Freude herrschte, sah es unter den Eingeborenen ganz anders aus. Durch eine Gegenrevolution, welche Missionar Coillard längst vorausgesehen hatte, wurde Lewanika wieder auf den Thron gesetzt. So wenig bedauerlich dieses Ereignis an und für sich war, so hatte es doch zur Folge, daß unsere Missionsleute nun nicht weiterreisen konnten, sondern aufs neue in ihrem Wege aufgehalten und zum geduldigen

Abwarten der kommenden Dinge gezwungen waren. Missionar Jeanmairet schreibt: „Hier ist gegenwärtig alles unsicher, unsere Gesundheit, unsere Habe, unser Einfluß. Unsere Aufgabe erscheint uns manchmal übermenschlich; wir klammern uns mehr als je an die Verheißungen Gottes an.“ Dazu war die Beschaffung von Lebensmitteln sehr schwierig geworden und erforderte viel Zeit. Denn da der Wert des Calicot (Tuchwaren) und der Glasperlen, welche hier als Münze gebraucht werden, je nach dem Aussehen in den Augen der Eingeborenen wechselt, so braucht es oft langwieriger Verhandlungen, bis ein Kauf zum Abschluß kommt. „Die Stoffe sind für diese Wilden ein Gegenstand großer Bewunderung; sie wollen nicht glauben, daß sie das Werk kunstfertiger Menschenhände seien. Nein, sagen sie, sie kommen aus der Tiefe des Wassers und von dort werden sie durch die Weißen, die darauf fahren, heraufgeholt. Alles, was für sie außergewöhnlich und unbegreiflich ist, wird durch die ‚Wassermänner‘ gemacht, worunter sie eine Art Halbgötter oder Hexen verstehen, die im Grunde der Gewässer hausen sollen.“

Die nächtlichen Konzerte der Hyänen, von dem Geheul der Hunde begleitet, die ihnen früher in Leshoma den Schlaf raubten, hörten hier auf; dagegen wurden jetzt die roten Ameisen ihre Wecker und Ruhestörer, die sie öfters zwangen, das Bett zu verlassen, um auf den Tischen Zuflucht zu suchen. Im übrigen ist das Land ungemein reich an Wildpret. Es ist ein anmutiges Bild: Rudel von großen, schlanken Antilopen und Zebras mischen sich unter die Ochsenherde; so weit das Auge reicht, sieht man sie friedlich nebeneinander weiden. Die in zahlreichen Familien vorhandenen Gnus, sogar Giraffen liefern den Jägern willkommene Beute. Auch der Fischfang ist sehr einträglich und bildet die Lieblingsbeschäftigung der Eingeborenen. An seichten Stellen des Flusses errichten sie weite

Umzäunungen aus Bambusgeflecht, locken und treiben die Fische hinein und versperren dann sorgfältig alle Ausgänge. Nun durchsuchen sie den ganzen Platz und erlegen ihre Opfer im Wasser mit Wurfspeeren, wobei es nicht selten vorkommt, daß junge Krokodile aufgespießt werden. Die Beute wird in Körben fortgeschafft. — Die Jagd, der Fischfang, die Feldarbeit, die Besuche der Freunde untereinander, kurz, der stete Bewegungsdrang der Bewohner von Sesheke erschweren die Evangelisation hier sehr. Es ist ein Wandervolk, das nirgends Ruhe hat und keine Lust zum Lernen zeigt. Die Sklaverei vernichtet alle Intelligenz. Dazu kommt, daß die Herren durchaus keine Gemeinschaft mit den Sklaven haben wollen, was sie natürlich in der Entfernung zurückhält. Und doch sind sie glücklich, einen Missionar bei sich zu haben. Zur Zeit der Not ist ihnen die Missionsstation eine willkommene Zufluchtsstätte, und es herrscht oft vom Morgen bis zum Abend, sogar des Nachts ein schreckliches Getöse um das Haus her. Unsere Freunde benützen diese Gelegenheiten eifrig zur Aussaat des guten Samens, indem sie kurze Andachten halten.

Mokwahe. — Lewanika.

Sobald die Verhältnisse es gestatteten, reiste Missionar Coillard nach Lealuyi ab. Auch diesmal sollte es nur ein Besuch sein; er hielt es für nötig, sich dem entthronten und nun wieder zur Herrschaft gelangten König vorzustellen. Sein Weg führte ihn direkt über Nalolo, die zweite Hauptstadt des Reiches und Residenz der Königin. Es gehört zur Landessitte, daß die Könige eine ihrer Schwestern oder auch ihre Mutter zur Mitregentin ernennen. Diese Königin hat ihren eigenen Hof, ihre Trommeln, kurz all das Ceremoniell, mit dem sich der König selbst zu umgeben pflegt. Sie wohnt dem „Lekhothla" bei, hat Einblick in die Reichsangelegenheiten und richtet in Prozeßsachen. Man begrüßt sie ebenso wie den König und bringt ihr dieselben Huldigungen dar wie ihm. Die Leute knien vor ihr und in ihrer Gegenwart hat niemand das Recht, sitzen zu bleiben, selbst nicht ihr eigener Mann. Hier ist es eigentlich Mokwahe, die Schwester des Königs Lewanika, die thatsächlich „auf dem Throne sitzt". Sie empfing den Missionar, auf einer Matte sitzend, in ihrem von Amuletten

und Zaubermitteln seltsam dekorierten Hof. „Für mich war sie keine Fremde mehr,“ erzählt er, „da ich sie vor Jahresfrist bei Mathaga gefangen gesehen. Ich hatte damals die Gelegenheit ergriffen, ein wenig mit ihr zu reden, wodurch sie, wie es schien, getröstet und aufgemuntert worden war. Sobald sie mich sah, lachte sie laut, reichte mir die Hand und bat mich, neben ihr Platz zu nehmen. Sie stellte mir ihre Kinder vor, und während ein reizendes, kleines Mädchen zwischen meinen Knieen mit meiner Uhrkette spielte, vertieften wir uns bald in ein ganz interessantes und lebhaftes Gespräch. Sie erzählte mir alle Wechselfälle der Revolution, ihre Flucht aus dem Dorfe Mathagas und rühmte die Hingebung ihrer Anhänger. So berichtete sie in ihrer fesselnden Weise alle Einzelheiten bis zu dem großen Siege von Lealuyi, durch den der Thron Lewanikas wesentlich befestigt wurde. Mit gräßlichem Lachen schloß sie: ‚Mathaga und seine Anhänger sind von uns vernichtet worden und ihre Knochen bleichen in der Sonne; aber, o der Frechheit einiger ihrer Zauberer, es noch zu wagen, um Gnade zu bitten! Gnade! Jawohl, wir haben sie den Habichten zum Fraße hingeworfen! Das ist unsere Art, Gnade zu üben.‘ Dieses Hohngelächter, diese unnatürlich gesteigerte Stimme, diese unersättliche Rachgier, die sie so unverhohlen an den Tag legte, machten mich schaudern. Ich mußte diese Frau immer und immer wieder betrachten. Indem ich auf ihre Reden lauschte, sann ich nach. Ich hatte schon mehr derartiges von ihr gehört. Vor etwa zwei Jahren war ihr erster Minister so unglücklich, ihr Mißtrauen zu erregen. Eines Tages, während sie den Bürgern ihrer Residenz ein „Yolamahl“ gab, ließ sie ihn in ihre Privatwohnung kommen, sprach einige Zeit mit ihm, bot ihm einen Topf an und ließ ihn dann allein mit einigen von ihren Leuten, die ihn ermorden sollten. Allein durch die Gegenwart

des ehrwürdigen und allgemein geschätzten Greises waren die Sklaven so eingeschüchtert worden, daß sie sich nicht an ihn wagten. Lange wartete Mokwahe im Hofe auf die Vollziehung ihres grausamen Befehls. Schließlich stürzt sie ganz ungeduldig ins Haus und ruft ihnen zu: ‚Was soll das? man giebt euch Befehle, und so befolgt ihr sie! Greift ihn!‘ Mit diesen Worten faßte sie einen halb verrosteten Portugiesensäbel und hieb dem alten Mann mit einem Schlag den Kopf ab. Die Leiche ließ sie in einen abgelegenen Hofraum werfen und setzte sich dann ganz ruhig zum „Lekhothla“ nieder, als wäre nichts geschehen. Trotz ihres Blutdurstes hat die Königin doch ihre Anhänger und Gönner.

„Sie nahm uns mit großer Freundlichkeit in ihrer Stadt auf; am Abend sandte sie uns als Willkommensgruß einen großen, fetten Ochsen.

„Tags darauf versammelte sich eine große Volksmenge beim „Lekhothla“, um die Predigt des Evangeliums zu hören. Die Leute waren erstaunt über die Botschaft und verhielten sich ernst und aufmerksam. Ich fühlte mich getragen und gesegnet. Ich sang und redete, ohne müde zu werden. Mokwahe lud mich in ihr Haus ein, das ich geräumig und merkwürdig sauber fand. Während junge Mädchen uns bedienten, hatte ich mich der Königin gegenübergesetzt. Sie ließ mir ein veraltetes Instrument reichen. ‚So,‘ sprach sie, ‚nun spiele mir doch etwas.‘ Ich ließ bereitwillig verschiedene Melodien nacheinander erklingen. Erinnerungen aus meiner Kindheit, heilige Jugendbilder zogen durch meine Seele. Das Herz wurde mir schwer. Ich gab Mokwahe das Instrument zurück; sie erfaßte es mit triumphierender Miene und ihre Finger mit rasender Geschwindigkeit bewegend, ließ sie darauf eine ganz schauerliche Musik ertönen, die jedoch ihr Ohr sichtbar erfreute. Sie wurde dabei so erregt, daß sie zu

singen begann. Eine gute halbe Stunde hörte ich diesem seltsamen Konzerte stille zu. Ueber meine Ruhe staunend, legte sie schließlich das Instrument beiseite und sprach mit zufriedener Miene: ‚Du siehst, daß auch ich spielen kann!‘

„Sie bat mich sodann um die Erlaubnis, mich auf der Insel, wo wir lagerten, zu besuchen. Glücklicherweise hatte ich noch die Geistesgegenwart, jemand zu beauftragen, alle Gegenstände, die ihre Habsucht erregen konnten, zu verstecken. Ich emfing sie, so gut ich konnte und setzte ihr eine Tasse schwarzen Kaffee ohne Zucker vor, die sie aus Höflichkeit auszutrinken sich bemühte. Dann schenkte ich ihr eine hübsche, bunte Decke, welche sie mit ihrer gewöhnlichen Plumpheit entgegennahm. Aber ihr hättet das Gesicht dieser Frau und ihre Erregung sehen sollen, als ich ihr meine Photographie zeigte! Und wie erschrak sie, als sie diejenige von Mathaga sah! ‚Sesano! Sesano! O, der Schändliche! der Abscheuliche!‘ rief sie aus. ‚Diese Weißen sind furchtbar! sie haben in ihren Kleidertaschen die Lebendigen und die Toten.‘ Dann besann sie sich wieder und sagte mit teuflischem Lachen: ‚Aber wir haben ihn vernichtet, diesen Sesano!‘“

Als der Sonntag vorüber war, ging die Reise weiter nach der eigentlichen Hauptstadt. Die Begegnung mit dem König erfolgte jedoch schon vorher, ehe wir die Stadt erreicht hatten. Er war gerade auf einer Wallfahrt zu den Gräbern seiner Ahnen unterwegs. Ganz überrascht, ihn auf einmal auftauchen zu sehen, vergaßen seine Unterthanen ganz, ihn mit den üblichen Begrüßungen zu empfangen und beschränkten sich darauf, vor ihm niederzuknien. Ein Einziger, offenbar der Führer der Schar, machte die gebräuchlichen Ehrenbezeugungen vor dem König. „In gerader Haltung, die Hände emporhebend, huldigte er ihm, beugte die Kniee, schöpfte mit den Händen Wasser, goß sich dasselbe auf Arme und Brust, rieb sich die Stirne

auf dem Boden seines Kahns, klatschte mit den Händen und plapperte eine lange Lobrede auf Lewanika daher. Der König schien jedoch der ganzen Ceremonie wenig Aufmerksamkeit zu schenken."

„Lewanika ist ein Mann von ungefähr 35 Jahren (1886 geschrieben), kräftig gebaut, wohlgestaltet; sein Gesichtsausdruck zeugt von Intelligenz; die Augen treten ein wenig hervor und die Unterlippe hängt stark." — Er ist glattrasiert, bis auf ein kleines schwarzes Bärtchen; eine große Beweglichkeit karakterisiert sein ganzes Wesen. „Als einzige Bekleidung hatte er um seine Lenden eine Anzahl kleiner Bündel von Rotwildhäuten hängen. Lächelnd reichte er mir die Hand und äußerte große Freude darüber, mir zu begegnen. Er erkundigte sich nach unserer Gesundheit und den Reiseerlebnissen und bat mich, etwas von seinem Gänsebraten zu genießen. Weil er jedoch seine Reise nicht zu lange unterbrechen wollte, verabredete er mit mir eine Zusammenkunft in der Hauptstadt.

„Am folgenden Tag (23. März) fand der offizielle Empfang daselbst statt. Bruder Westbeach war mit zugegen. Der König ließ uns Stühle neben den seinigen stellen, während der Gambela und die meisten Minister in kniender Stellung verharrten. Sonst verlief alles ganz einfach. Lewanika hörte bereitwillig auf alles, was ich ihm über den Zweck unserer Mission, sowie über den Grund unserer Verspätung und die übrigen Zeitverluste berichtete. Er drückte seine Freude darüber aus, uns nun endlich in seinem Hause sehen zu dürfen, sowie sein Bedauern über all die verlorene Zeit bisher u. s. w.

„Es ist ein wesentlicher Unterschied zwischen dem ‚Lekhothla' hier und demjenigen der Bassutos und Betschuanas, sowohl in Bezug auf die äußeren Gebräuche dabei, als auch die Verhandlungen selbst. Von Redefreiheit weiß man hier nichts, und der Herrscher des Landes

kann mit Ludwig XIV. sagen: ‚l'Etat c'est moi!' (das heißt: Der Staat bin ich).

„Gleich nach 7 Uhr morgens und um 3 Uhr nachmittags begiebt sich der König nach dem öffentlichen Platz, wo er sich unter einen der Schattenbäume setzt. Sein Gefolge besteht meist aus Trommlern, Serimba-Spielern und Dienern; manchmal sieht man auch etliche seiner Minister darunter. Bei dieser Gelegenheit trägt er gewöhnlich ein langes, rotkarriertes Baumwollenhemd, das ihm bis zu den Füßen fällt und die bei den Barotsis so sehr beliebte wollene Kappe. Die Mode verlangt, daß er sich öfters umkleidet; aber sein Kleidervorrat ist gering, und da er kein Elfenbein besitzt, so ist er arm." — In der Hand trägt er einen mit Glasperlen verzierten Gnuschwanz, dessen er sich als Fliegenwedel bedient. . . . „Kaum werden die Trommeln gerührt, so laufen auch schon alle Männer in das „Lekhothla", wo sie sich je nach ihrem Rang, näher oder entfernter vom Könige niedersetzen. Die Auswärtswohnenden kommen im Gänsemarsch, knien nieder und legen irgend ein Geschenk zu den Füßen des Monarchen nieder, z. B. Fischotterfelle, wertvolle Muscheln oder einfach eine Schnur Glasperlen. Das Geschenk für den König ist unerläßlich, und während das Volk endlose Huldigungen darbringt, ruft einer der Häuptlinge laut: ‚Der König ist befriedigt!' Ich mußte unwillkürlich an das Wort denken, das Gott einst zu Mose gesprochen und das wir Christen so leicht in Vergessenheit geraten lassen: ‚Keiner soll vor Mein Angesicht mit leeren Händen kommen.' — Der König scheint diesem allem fremd gegenüberzustehen und erwidert keinen Gruß; er erteilt Befehle, sendet Boten aus, verteilt die Arbeit, hört die Klagen, welche durch Vermittlung der Minister vor ihn gebracht werden und fällt Urteilssprüche. Er macht sich von seiner Würde eine ganz übertriebene Vorstellung, wie es ja alle afrikanischen

Fürsten thun. Nie sah ich den Menschen so erniedrigt und entwürdigt, als wenn er vor solchen Despoten kniete. — Man schreibt dem Könige eine magische Gewalt zu; er kann sich unsichtbar und unverwundbar machen; er kann durch gewisse ihm allein bekannte Kräuter und Zaubermittel den Erfolg der Jagd sichern u. s. w. Er ist sehr religiös in seiner Weise, das heißt außerordentlich abergläubisch. In der Nähe seines Harems hat er ein sorgfältig mit Matten umzäuntes Gebüsch, wo er den Schatten seiner Ahnen oder auch der Sonne Gebete und Opfer darbringt."

Es wurde unserem Freunde manche Gelegenheit zu teil, den Charakter Lewanikas kennen zu lernen und ihm auf verschiedenen Gebieten nützliche Kenntnisse beizubringen. „Armer Mann!" schreibt Missionar Coillard, „er braucht in der That einen Freund, dem er seine Sorgen anvertrauen, auf den er sich stützen und verlassen kann."

In unseren Privatgesprächen hatte Lewanika geäußert, daß er großes Verlangen danach habe, die öffentliche Predigt des Evangeliums zu hören. Auf den Rat eines Häuptlings wollte er die Sache angreifen, wie es in Mangwato gehalten worden war. Nach dem Beispiel Khamas ließ er durch den öffentlichen Herold am Freitag Abend bekannt machen, daß sich am nächsten Tag jedermann auf den Sonntag vorbereiten solle, weil dann der Tag Gottes anbreche, an welchem niemand mahlen, oder auf dem Felde arbeiten oder reisen dürfe. Am Sonntag Morgen ging er in das „Lekhothla" und zwar ohne seine Trommeln und Serimbas und berief sein Volk durch den Herold zu sich. Welch schöne Gelegenheit für einen Missionar und welch ernste, aufmerksame Zuhörerschaft! Ich sang und predigte wie in Nalolo, ebenso ausgerüstet und von Gott gesegnet wie dort. Ich fühlte mich tief bewegt und sehr gehoben, als ich die ungeheure Menge von Heiden

sah, denen ich von dem Vater im Himmel und Seinem Sohne Jesus sagen durfte. Die praktische Anwendung der zehn Gebote auf die Sitten, Religion und Lebensweise seines Volkes machte offenbar einen tiefen Eindruck auf den König. . . . Was auch die geheimen Absichten seines Herzens sein mochten, an diesem Tage bat er uns öffentlich und aufs herzlichste vor den Ohren seines Volkes, uns in seinem Reiche niederzulassen. — „Wie viele seid ihr?“ fragte er mich. — „Zwei Missionare und zwei Gehilfen.“ — „Ist das alles? Wie werdet ihr denn mein großes Volk unterrichten können?“ — Er zeigte mir hierauf den Sohn Mokwahes, den er für den Posten in Sesheke bestimmt hatte. „Nun gut,“ fügte er hinzu, „dein Bruder soll in Sesheke bleiben, um diesen jungen Mann zu unterrichten und zu leiten; ein anderer Moruti sollte in Seoma, ein weiterer in Nalolo oder in Libonta arbeiten u. s. w. Wann kommen denn noch mehr weiße Männer, um dir zu helfen?“

Hören wir hier noch ein Wort des Missionars Arnot: „Diese Barotsis können absolut nicht begreifen, daß die Leute, die das Evangelium Jesu Christi schon kennen, noch gar nichts gethan haben, um auch ihnen den wahren Gott und Seinen Sohn Jesum zu verkündigen.“ Hierzu bemerkt Missionar Coillard treffend: „Das Werk, welches vor uns liegt, ist groß; ich erkenne es je mehr, je deutlicher. Die Aufgaben werden noch schwieriger werden und ich ahne es, daß besondere Trübsalszeiten vor der Thüre sind. Aber Jesus hat verheißen: Siehe, Ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende.“

Die Gründung von Sefula.

Eine rasche und glückliche Rückreise brachte Missionar Coillard wieder für einige Zeit zu den Seinigen. Hierauf verließ er sie wieder, wandte sich jedoch diesmal nicht nach der Hauptstadt, sondern schlug die direkte Richtung nach Sefula ein, um die Station daselbst zu gründen. Seine treue Gefährtin ließ er auch jetzt wieder zurück; es war eine schmerzliche, aber notwendige Trennung.

Auf dieser Reise, welche im Ochsenwagen unternommen wurde, gab es ganz bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden. Um eine Strecke von 150 Meilen zurückzulegen, waren nicht weniger als zwei volle Monate erforderlich. Es waren ganz besonders die zu überschreitenden Flüsse (der Nioko, Lumbe, Motondo und der Luyi oder Ruyi), welche sie so sehr aufhielten. Wo man sonst in wenigen Minuten über eine Brücke fährt, war hier eine volle schwere Arbeitswoche nötig, um den Uebergang zu bewerkstelligen. Armes Afrika! — Bei einer solchen Durchfahrt kippte plötzlich, mitten im Flusse, ein Wagen um; 16 Ochsenpaare waren davorgespannt. Welche Verwirrung! Es war ein wahrer Jammer.

„. . . Mein Herz blutete beim Anblick dieses Unfalls und beim Gedanken an die noch bevorstehende Reise meiner Frau. Unbekümmert um unsere große Not, in welcher wir uns befanden, rauschte der Fluß munter weiter und rollte seine Sandwasser durch den Wirrwarr unserer Gepäckstücke. Es war eine schwierige Arbeit von mehreren Stunden, bis wir unsere Kisten, Pakete, Vorratssäcke und das Bettzeug aus dem Wasser gefischt und sicher ans Land gebracht hatten. Bruder Waddell und Middleton hatten sich derselben mutig unterzogen; aber als ich um 3 Uhr nachmittags nach ihnen sah, fand ich Bruder Middleton taumelnd und weiß wie die Wand, so daß ich fürchtete, er werde uns nächstens ohnmächtig zusammenbrechen. Sofort erinnerte ich mich, daß wir seit gestern abend gar nichts mehr zu uns genommen hatten. Ich holte ihm gleich etwas Wein, worauf er sich wieder gestärkt und wohler fühlte. Ich hätte davonlaufen mögen, als unsere durchnäßten Sachen aus dem Wasser gebracht wurden. Da lagen meine Kästchen mit den wissenschaftlichen Instrumenten, der Deckel zerbrochen und die Instrumente in Unordnung und teilweise beschädigt; mein Bettzeug, meine Kleider, meine Medizinkasten, mein Waschzeug, alles wirr durcheinander und voller Wasser und Sand. Daneben auf einem Haufen unser Proviant an Kaffee, Thee, Fett, Honig 2c., den uns unsere sorgliche Hausmutter zubereitet hatte, und leider auch die aufs sorgfältigste eingekochten und aufbewahrten Kraftspeisen für Krankheitsfälle, vieles verdorben, ausgeschüttet, mit Schlamm bedeckt oder zertreten. Hier ein Mehlsack, der uns monatelang Brot spenden sollte, da leergewordene Salz- und Zuckersäcke! Auch meine Bibeln und Gesangbücher, meine kleine Reisebibliothek, wissenschaftliche, medizinische und litterarische Bücher, Zeitungen und Zeitschriften der letzten Post, meine Aufzeichnungen und Briefschaften, dieses alles in großer Eile aus

dem Fluß herausgerettet, hatte das Ansehen einer einzigen kotigen Masse. Was wir wohl angefangen hätten, wenn uns ein solcher Unfall in den Sümpfen des Loanja zugestoßen wäre, zur Nachtzeit, in den Tsetsedistrikten, meine Frau dabei, in einer Gegend, wo kein Dorf, überhaupt keine Hilfe zu finden gewesen wäre? Welch hundertmal schwierigere und trostlosere Lage für uns als jetzt! Bei Erwägung dieses Gedankens fühlte ich Dank gegen Gott und friedvolle Ruhe in meinem Herzen emporsteigen und meine Seele lobte den Herrn. Beim Biwack hatten mir die Barotsis mittelst einiger Baumäste und etwas Schilf eine Schutzwand gegen den Wind gemacht; Bruder Waddell bot mir seine einzige schottische Decke an, die ich ihm jedoch nicht wegnehmen konnte; dafür verschaffte mir Bruder Middleton einige Baumwolltücher; Kamburu hatte für mein Nachtlager ein wenig Gras ausfindig gemacht; Aaron gab mir sein Ruhekissen und Nguana=Ngombe, so krank er selbst war, sorgte mir für das „Nachtgewand der Armen“ — ein helles, warmes Feuer. Von allen mit solch hingebender Liebe so sanft gebettet und todmüde gab ich mich der Ruhe hin und schlief ununterbrochen bis zum Morgen. Dann begann die Arbeit aufs neue. Unser ganzes Gepäck mußte nun mitten durch eine stets anwachsende neugierige Volksmenge, die sehr frech herzudrängte, auf den Hügel getragen werden; dort öffneten wir die Kisten und breiteten alles zum Trocknen aus, besonders die Kleider, Röcke und Wäsche, die aussahen wie lauter Lumpen. Tauschartikel, Vorräte, Spezereiwaren, alles halb vernichtet, ja teilweise schon in Verwesung übergegangen. Welch ein Anblick! Nun erst konnte man die Größe unseres Verlustes ganz überblicken. . . . Was für einen Wert mag fortan jeder Gegenstand für uns haben, der wohlbehalten im Thale anlangen wird! Unsere traurige Lage konnte mich nicht abhalten, den Eingeborenen das Evangelium

zu verkündigen; es mochten etwa 250 Personen anwesend sein. Die Männer hörten mir mit Aufmerksamkeit zu; aber das Schwatzen der Weiber wollte kein Ende nehmen; sie hatten keine Ohren für die Predigt. Ihre Blicke und Gedanken waren ganz auf unseren Trödelkram gerichtet und das schmerzte mich tief."

Zwischen den Flüssen trafen unsere Reisenden nicht selten auf dichtes Buschwerk oder Urwälder, durch welche sie für sich und ihre Fuhrwerke mit Aexten und Buschmessern erst einen Weg bahnen mußten. Das waren schwere Tage. Nur an den Sonntagen durften sie sich der Ruhe überlassen. Die Briefe Missionar Coillards ermöglichen es uns, einmal ein solches Sabbathstündchen gemeinschaftlich mit ihm zu verleben: „Was für einen köstlichen Ruhetag durften wir doch gestern feiern, den ersten, seit wir unterwegs sind! Man muß, wie wir, die ganze Woche hindurch gearbeitet haben, um sich einen Begriff von der Freude machen zu können, mit welcher wir des Herrn Tag begrüßen. Nach der Andacht und dem Frühstück sucht sich jeder ein schattiges Plätzchen und schläft, schläft, als ob es zum erstenmal seit langer Zeit wäre. Auch ich ziehe mich zurück, lese, bete, schreibe — da auf einmal bin ich ganz wo anders; ich reise nach Leribe, . . . nach Europa, nach Frankreich. Aus der Ferne nehme ich an jenen lieben Versammlungen teil, die mich wie eine geistliche Mahlzeit erquicken. Nach und nach verdunkelt sich mein Himmel; die Einsamkeit um mich her wird immer größer; ich fühle mich wie auf einer ‚wüsten, durstigen und wasserlosen Einöde', nicht fern von mir der Satan. Aber während ich meinen Gedanken freien Lauf lasse, flutet plötzlich ein klarer Schein herab, der alles vor sich her verklärt. Indem ich mich höher schwinge, sehe ich nicht nur bekannte und liebe Orte, die Bethel und Ebenezer meiner Pilgerschaft, sondern ich erfasse mit meinem Blick

die Länder der ganzen Welt, wo das Evangelium verkündigt wird. Es ist mir, als ob von den dicht bevölkerten Handelsplätzen und von der Wüste heraus, von den Städten und Märkten, vom Festland und den entlegensten Inseln im weiten Ozean ein gemeinsamer Jubelpsalm voll Lob und Preis des Herrn in der Harmonie der vereinigten Weltsprachen zum Himmel emporschallte. Mich dünkt, ich müßte hier den hervorbrechenden Tag erwarten, wo sich alle Kniee vor Jesu beugen und alle Zungen bekennen, daß Jesus der Herr ist zur Ehre Gottes des Vaters. Ein neuer Mut belebt mich und ich hüpfe vor Freude. Rings um mich her ist's jetzt freilich noch stille und dunkel. Aber wie wird es sein, wenn die Völkerstämme am Sambesi und alle die Nationen im Innern Afrikas das herrliche Licht begrüßen und in dieses allgemeine gewaltige Konzert mit einstimmen werden! . . ."

Endlich ist Sefula erreicht und der Wagen macht Halt auf dem zwei Jahre zuvor erwählten Platze, „einem mit Sand und halbverkohltem Gesträuch bedeckten Hügel mitten in einem Wald, den man unbarmherzig ausgeplündert hatte, . . . ein trauriger, trostloser Anblick! Von einer etwa 30 Meter hohen Anhöhe blickt man hinab nach Sefula, dessen Fluß durch ein dichtes Gebüsch verdeckt wird; dann verfolgt der Blick die wellenförmigen Linien der grünen, bewaldeten Höhen gegenüber, um sich dann in die fernen Berge zu verlieren, deren zarte Töne sich mit dem Blau des Himmels verschmelzen. Das ist die Aussicht nach Süden hin. Oestlich gewahrt man durch die verstümmelten Bäume hindurch die große, öde Sandfläche, die ‚Das Thal' heißt. Das Barotseland kommt dem Lessuto nicht gleich, und Sefula ist kein Leribe. Hier muß alles erst geschaffen werden."

Aber ohne Furcht vor der großen Aufgabe, ohne sich entmutigen zu lassen durch die bevorstehenden Schwierig-

keiten, durch welche er hindurchdringen mußte, oder die vielleicht jahrelange Trennung von seiner Gattin, welcher er so gerne alle die Anfangskämpfe ersparen wollte, legte der wackere Pionier frisch die Hand ans Werk. Nach Verfluß von 14 Tagen schreibt er:

„Ich befinde mich noch in Sefula, oben auf dem kleinen sandigen Hügel, von welchem ich euch geschrieben; rings im Umkreise stehen die kahlen Bäume des Waldes und meine Wohnung bildet ein kleines Zelt, das bald im Sonnenschein, bald im Wind und Regen seine Dauerhaftigkeit bewähren soll. Ich habe es unter einem Mahagonibaum aufgeschlagen, der mir ein wenig Schatten spendet. Um mich herum ist alles in vollster Thätigkeit. Einige roden die dichten Gebüsche aus, um Platz für unsere Hütten zu schaffen; hier ist einer eifrig damit beschäftigt, die zugerichteten Mauerpfosten zu verkohlen, wodurch sie gegen die Feuchtigkeit und die Insekten geschützt bleiben. Mitten auf dem Platze lagert eine Gruppe junger Leute, die mit sichtlicher Befriedigung ihre „Sestiba“*) nachmessen, welche sie soeben zur Errichtung einer Hütte erhalten hatten; dort kommen andere im Gänsemarsch angerückt und bringen Stangen und Gras, um eine zweite Hütte zu bauen; dieselbe wird mich ebenfalls zehn Meter Kaliko kosten, wie die erste. Fünf Knaben sind beauftragt, das nötige Material zu sammeln und in drei Tagen werden sie vielleicht fertig sein. 100 Meter von den Wohnhütten entfernt wird ein Schafstall gebaut; in der Nähe sägen unsere Freunde Middleton und Waddell mit großem Eifer und richten die Balken zu. Ich selbst gehe und komme, leite und beaufsichtige, lege mit Hand an, wo's am meisten not thut, kaufe Schilf, tausche Hirse, Kürbisse und Brotwurzel ein, empfange die Besuche und arbeite dann wieder wacker

*) Stoffstücke, welche als Münze oder Lohn umgetauscht werden.



Eingeborene, Lebensmittel nach der Station Sefula befördernd.

drauf los. Schon sieht unser kleiner Berg etwas weniger wild aus. Wir hoffen uns bald hier einzugewöhnen. Nach und nach werden die kahlen, eckigen Baumstümpfe und das wirre Gebüsch aus unserem Revier verschwinden und an deren Stelle die schon gesäten Eukalyptus und andere Bäume emporgrünen.“

Unsere Beziehungen zum König sind bis jetzt nur gute gewesen. Gleich am zweiten Tage nach unserer Ankunft eilte er zu unserer Begrüßung hierher, mit einem großen Gefolge von berittenen Häuptlingen und Kriegern zu Fuß. Er schien wirklich begierig, uns zu sehen. Ohne gebettelt zu haben, verabschiedete er sich dann wieder von uns und merkwürdigerweise haben uns seine Leute gar nichts gestohlen. Das will viel sagen! Den Sonntag verbrachte ich bei ihm in der Hauptstadt und hatte viele Zuhörer bei der Predigt. Mit Bedauern nahm ich aber wahr, daß sich die Frauen während der Morgenandacht hinter dem Zaun des „Lekhothla“ versteckten und auch keine einzige beim Nachmittagsgottesdienst erschien. Gegen die dortige Sitte bestand Lewanika darauf, mich in seinem Hause zu empfangen, anstatt zu dem Gambela zu gehen. Er wollte eben, daß ich ihm sein Haus einweihe. Dasselbe ist ganz neu gebaut und besteht aus drei Zimmern von je sechzehn oder siebzehn Fuß in die Quere, welche mit Kalk getüncht und mit Rohrdecken so fest gebaut sind, daß man den Speicherraum sehr gut benützen kann. Das eine der drei Zimmer hat eine zeltartige Decke. Die ganze Wohnung ist mit Pfosten und Schilf gebaut ohne einen einzigen Nagel; denn wo sollte man hier zu Lande auch Nägel hernehmen? Das Balkenwerk besteht aus starken, ineinandergefügten Strebebögen, welche noch überdies durch Korkbänder zusammengehalten werden. Die Mauern sind vierzehn Fuß hoch, mit einer kleinen Veranda, die dem Gebäude ein imponierendes Aussehen verleiht. Nur das

nach Landessitte hergestellte Dach schwächt den sonst guten Eindruck wieder ab, den dieses afrikanische Königsschloß macht. . . . In der letzten Zeit konnte man von allen Richtungen her lange Negerzüge nach der Hauptstadt wandern sehen; jeder einzelne trug seine Last auf dem Kopfe. Es ist wie zur Zeit Salomos: die Unterthanen bringen dem Könige ihren Tribut an Honig, Pelzwaren, Früchten, Fischgeräten, Matten u. s. w., die Produkte des Landbaus, der Jagd und der Industrie. Die Königin erhält ebenfalls ihre Geschenke. Alles wird mit großem Pomp ins „Lekhothla" getragen und vom Könige dann unter die Häupter des Volkes verteilt. Das macht demselben viel Kummer und Arbeit; denn jetzt hat er in ganz besonderer Weise mit der Eifersucht, Rivalität und namentlich mit der Habsucht seiner Leute zu rechnen, die nach Belieben Könige ein- und absetzen.

Sobald die Arbeiten auf der neuen Station soweit fortgeschritten waren, daß sie die Einrichtung des Hauswesens ermöglichten, holte Missionar Coillard seine Gattin ab und im Anfang des Monats Januar 1887 kamen sie beide wohlbehalten an. Der Herr hatte sie nun an den Ort gebracht, wo sie die letzten Jahre ihres Lebens, das sie gemeinsam Seinem Dienste geweiht hatten, zubringen sollten, Jahre reich an Kämpfen und Prüfungen, aber durchlebt im Glauben, in Ergebung und Treue. Und man wird die Frucht hervorbrechen sehen, hier schon, viel mehr aber an jenem großen Tage.

Die ersten Verstärkungen. Eine Trauerbotschaft.

Wir haben schon manchmal unsere Missionare ausrufen hören: Die Aufgabe ist zu groß, wir können sie nicht allein erfüllen; sendet uns Hilfe! Während sie durch die Gründung der Sambesimission denen Bahn brachen, deren Ankunft und Mitarbeit sie so sehr herbeiwünschten, bereitete Gott in Europa die jungen Christen zu, welche Er für diesen Beruf erwählt hatte. Es waren dies die Missionsgeschwister Louis Jalla mit seiner Frau aus den Waldenserthälern von Piemont und die Brüder Dardier aus Genf und Goy aus Vevey.

Missionar Jalla, dem sich später sein Bruder und seine Schwägerin anschlossen, erhielt seinen Ruf, als Herr Coillard im Jahre 1881 nach dem Littoral und den Waldenserthälern kam. Sein Missionseifer wurde durch die persönliche Bekanntschaft mit diesem Gottesmanne so mächtig angefacht, daß er sein Geschäft aufgab und sich unter die Missionsschüler aufnehmen ließ; seine Studien vollendete er in Neuchatel und Paris. Seine Ordination fand bei Gelegenheit einer Versammlung der

Waldenser-Synode in Torre-Pellice statt. Es war eine ergreifende und gesegnete Feier.

Bruder Dardier wurde auf andere Weise berufen. Schon als kleiner Knabe interessierte er sich für die Mission und er war fest entschlossen, in ihre Dienste zu treten. Dies konnte natürlich vor seiner Bekehrung nicht geschehen. Er empfand, daß er das, was er selbst nicht besaß, den Heiden nicht geben konnte und hatte daher unterdessen einen anderen Beruf gewählt. Als er aber einige Jahre darauf von der Gnade Gottes erfaßt wurde und zu einem neuen Leben kam, erwachte in ihm der alte Herzenswunsch wieder, zu den Heiden zu gehen und Gott fügte es so, daß er sich für den Missionsdienst vorbereiten durfte. Er fühlte Neigung, als Missionsarzt hinauszuziehen und nach vollendetem Studium wurde er in Edinburg zum Doktor der Medizin ernannt.

Bruder Goy, seines Berufes ein Gärtner, wünschte als Missionsgehilfe unter den Barotsis zu wirken. Nachdem er jahrelang dem inneren Drang, zu den Heiden zu gehen, Widerstand geleistet hatte, dabei aber immer unruhiger wurde und je länger je deutlicher spürte, daß ihm das Wohlgefallen seines himmlischen Vaters fehlte, entschloß er sich endlich, dem Rufe zu folgen. Er brachte zwei Jahre im Basler Missionshaus zu und erklärte sich sodann bereit, an den Sambesi zu ziehen. Beim Abschied vom Pariser Komitee und von seinen Freunden sagte er: „Ich kenne die Entbehrungen, die Arbeiten und Selbstverleugnungen zum voraus, die meiner warten; aber was ist das alles gegenüber dem seligen Vorrecht, von Gott auserwählt zu sein, um in Seinem Weinberge wirken zu dürfen! Wenn ich freudig sagen darf, daß ich als Sein Sendbote der Gegenstand Seiner besonderen Huld und Gnade bin, sollte ich nicht auch fröhlich und bereit ganz besonderen Trübsalen entgegengehen?“

Sie reisten getrennt, in zwei Abteilungen, von Europa ab und trafen alle vier wohlbehalten in Kimberley, der Endstation der südafrikanischen Eisenbahn zusammen, von wo aus sie die lange und gefahrvolle Reise nach dem Sambesi gemeinsam unternahmen.

Am 22. August 1887 vereinigten sie sich mit den längst vorangegangenen Mitarbeitern, die ihnen auf die Nachricht ihrer Ankunft bis Kazungula entgegengeeilt waren und hielten hier mit ihnen die erste Konferenz der Sambesimission. Die Sitzungen tragen ihr eigentümliches Gepräge; die Teilnehmer kauern am Boden oder sitzen auf Kisten, die man für die Zeit des Beisammenseins geliehen hatte. Beim Herannahen der Nacht begeben sie sich an das Flußufer und lesen in der Abendkühle ihr Protokoll beim Mondschein, weil keine Kerzen vorhanden sind. Doch wird tüchtig gearbeitet und das ganze Werk scheint dadurch einen neuen Aufschwung nehmen zu wollen. Sie einigen



Frau Jalla.



Missionar Louis Jalla.

sich dahin, daß Missionar L. Jalla mit seiner Frau vorläufig den Posten in Sesheke verstärken, während die jungen Brüder Dardier und Goy Missionar Coillard ins Thal begleiten sollen.

Ach! nur einer von diesen Jünglingen sollte dem Werke, dem sie sich geweiht hatten, erhalten bleiben. Tags zuvor, ehe sie ihren Bestimmungsort erreichten, wurden die beiden vom Sonnenstich getroffen. Bruder Goy erholte sich bald wieder; die Gesundheit Bruder Dardiers dagegen wurde sehr erschüttert. Keine Arznei war imstande, das Fieber zurückzudrängen und es bemächtigte sich seiner eine große Mutlosigkeit. Eine energische Willensaufraffung gepaart mit seinem Gottvertrauen hätte ihn retten können; aber das ist ja eben das tückische beim afrikanischen Fieber, daß es den Willen lahmlegt. Wiewohl sehr geschwächt durch eine beginnende Auszehrung, konnte er doch auf seiner Rückreise Frau Jalla in einem besonders schweren Augenblick beistehen und sich herzlich mit seinen neuen Freunden der Ankunft einer kleinen Margarethe freuen. — Dieses Kind war ihnen nur für kurze Zeit geliehen worden, um nach zwei Monaten wieder zurückgefordert zu werden. — Nach Erfüllung dieser Pflicht machte er sich auf den Weg nach dem Süden, in der Hoffnung, die Kapkolonie noch erreichen zu können, um dort vielleicht seine Gesundheit wieder zu erlangen; aber es sollte nicht sein. Er kam bis nach Kazungula, wo ihn der liebe Kaufmann Westbeach wie einen Bruder aufnahm, ihm sein eigenes Bett abtrat und alles Erdenkliche an dem Kranken that. Hier im Hause dieses Freundes entschlief er sanft am 23. Februar 1888. Die Geschwister waren durch eigene Krankheitsfälle, namentlich aber durch den Bürgerkrieg, der in ihrer Nähe wieder aufloderte, abgehalten, ihn zu



M. H. Dardier.

besuchen und wurden durch die Kunde von seinem Tode tief betrübt. Doch ruft einer von ihnen aus: „Ich hoffe, daß der Heimgang Dardiers keinen von denen entmutigen wird, die später zu uns kommen möchten. Es ist ja gewiß, man fühlt sich hier wie der Vogel auf dem Zweig, stets bereit, davonzufliegen; aber man empfindet auf der anderen Seite auch je länger je mehr, wie köstlich es ist, in den Händen Gottes zu sein." Wir fügen hinzu: „Der Tod Seiner Heiligen ist wert gehalten vor dem Herrn" — und Er wird dieses in die Erde gelegte Samenkorn aufkeimen lassen, daß es noch viele Frucht bringe.

Das Leben in Sefula.

Es war also nur dem einen der beiden jungen Mitarbeiter, August Goy, vergönnt, gemeinsam mit Missionar Coillard und dessen Gattin, unter deren Anleitung Hand ans Werk legen zu dürfen. Bei seiner Ankunft in Sefula fand er sie nur notdürftig eingerichtet, aber fröhlich an der Arbeit. Aus einer Aufzeichnung Missionar Coillards, sechs Monate vor Eintritt des neuen Gehilfen, entnehmen wir folgendes: „Unsere Sonntage werden interessant. Schon fangen unsere Nachbarn an, die Wochentage zu zählen, bis der siebte Tag kommt, der Tag ‚wo man stirbt' (eine Andeutung auf die gesammelte Haltung beim Beten, welche die Heiden mit der Unbeweglichkeit des Todes vergleichen). Wir hatten wohl 150 Zuhörer; aber wie können wir auf regelmäßige Teilnehmer an unsern Versammlungen rechnen, solange wir noch kein schützendes Obdach für dieselben haben! Und wie schwer ist es im Freien, dieses bewegliche Völklein zu fesseln! Wind, Sonne oder Regen, ein dahinfliegender Vogel, ein gackerndes Huhn, ein paar bellende

Hunde, die sich in der Nähe raufen, alles nur Denkbare kümmert sie, und mit der Aufmerksamkeit ist's vorbei. Es wird gegrüßt, geschwatzt, geschnupft, man kommt, man geht, man lacht. Ich muß ganz sachte verfahren, wenn ich solche Ausschreitungen rüge und es wirkt nichts weniger als erhebend, wenn man während der Predigt immer und immer wieder Ordnung schaffen muß. Und doch kommt es manchmal vor, daß diese armen Leute auch wirklich zuhören. Gestern redete ich über die Sündflut; die Anwesenden verstanden mich und die Aufmerksamkeit war groß. Als ich von der Feuerflut sprach, welche der Apostel Petrus erwähnt, und mich mit der direkten Frage an meine Leute wendete: Wo werdet ihr dann hinfliehen vor dem Zorn Gottes? ‚Zu dir Moruti, unserem Vater,' riefen gleich mehrere Stimmen zusammen. ‚Und warum sollen wir denn fliehen?' fragte ernst ein Greis. ‚Was haben wir zu fürchten, wir sind ja keine Zauberer!' O, wie sehnen wir uns danach, daß sich eine Seele den Gnadenstrahlen öffnen möge! Für Nguana-Ngombe haben wir einigermaßen Hoffnung. Der liebe Knabe! Wie manchmal habe ich ihn schon, im Gebüsch versteckt, laut beten hören! Wie sollte ihn Gott, den er in der Dunkelheit sucht, nicht erhören!" —

Mittlerweile war eine Schule gegründet worden, welche von einigen Häuptlingen und ihren Sklaven besucht wurde; es waren anfänglich 35 an der Zahl, später nur noch 20. Die Bücher tauschten sie gegen Kühe und allerhand Waren ein. Aber es fehlte immer noch an einem geeigneten Raum für den Unterricht. Zudem war das Volk durch politische Fragen sehr in Anspruch genommen. „Wir können ja nicht erwarten," schreibt Missionar Coillard, „mit Begeisterung aufgenommen zu werden; wir sind einstweilen damit zufrieden, wenn man uns hier duldet. . . . Es gilt fest zu stehen, um in dieser dumpfen,

verdorbenen Atmosphäre nicht zu ersticken; wir laufen Gefahr, ganz und gar einzurosten. Weit und breit keine geistliche oder sittliche Anregung die uns hebt; ja unsere ganze Umgebung will uns zu sich hinabziehen. Die materiellen Beschäftigungen und drückenden Sorgen, die an uns herantreten und uns aufzehren wollen, sind für uns ein schweres Kreuz, das wir öfters sehr ungeschickt tragen. Das Leben eines Missionars ist eben kein Mönchsleben, noch viel weniger das eines Abenteurers, der nach großen Thaten dürstet. O, es ist so prosaisch, daß ihr darüber staunen würdet. Es ist ein Gewebe von bescheidenen Pflichten und geringen Einzelheiten, das seine Zeit, Geduld und Kraft zerkrümelt. Wenn er abends die Bilanz seiner Beschäftigungen macht und nur Mühe und Enttäuschungen findet, dann erfaßt ihn unwillkürlich eine tiefe Niedergeschlagenheit.“ . . . Ferner berichtet er über die Gründung einer Industrieschule, durch welche er hoffte, den Eingeborenen näher zu kommen. „Ich sehe immer klarer, welch wesentliche Dienste Handel und Industrie der Evangelisation eines Landes leisten können, wenn sie in gute Hände gelegt sind! Es ist unglaublich, wie geschickt die Barotsis mit ihren Händen arbeiten können! Sie sind Meister in der Verarbeitung von Holz und Eisen. Zeigen sich die Bassutos nach anderen Richtungen hin auch mehr begabt, in der Kunstfertigkeit sind ihnen die Barotsis unstreitig überlegen. Eine Industrieschule würde uns von großem Nutzen sein: Man könnte geschickte Handwerker heranbilden, welche den Missionaren die schwere Last abnehmen, mit ihren eigenen Händen Häuser, Kirchen, Schulen 2c. zu bauen; denn diese Arbeit raubt oft ihre beste Zeit und Kraft, die sie doch dem eigentlichen Evangelisationswerke widmen sollten und ist eine der Hauptursachen der Fieberanfälle. Durch eine solche Schule würden Europäer und Eingeborene einander näher gebracht;

und wir würden auf dieses kunstliebende, aber unruhige Volk einen bedeutenden Einfluß ausüben können. Die Errichtung einer Industrieschule müßte übrigens einem Fachmanne vorbehalten bleiben; es ist dies nicht Sache der Missionare. Ob sich wohl unter den Protestanten Frankreichs kein Ingenieur, Mechaniker oder Architekt bereit finden ließe, diesen wichtigen Posten zu übernehmen?"

Bruder Goy begann seine Thätigkeit im Missionsdienste damit, daß er gleich nach seiner Ankunft in Sefula größere Drainierungsarbeiten unternahm, um den Boden für die Landwirtschaft urbar zu machen. Er kam jedoch nur langsam vorwärts; denn die Werkzeuge dazu waren ungenügend und die Leute, welche er dabei verwendete, ließen ihn bald im Stiche, um in den Krieg zu ziehen. Lewanika hatte ein Heer gesammelt, um bei den Mashikulomboes einen Einfall zu machen und sich wieder neu zu verproviantieren. Er bemühte sich sehr, wiewohl vergebens, sein Vorhaben in den Augen seiner „Morutis" zu rechtfertigen: „Sie haben den Doktor*) mißhandelt, der zu mir kam; es ist meine Pflicht, sie zu züchtigen." (Es ist ja leider Thatsache, daß dieses Volk sich nicht scheut, europäische Jäger und Kaufleute auszuplündern oder gar zu ermorden). „Ueberhaupt sind sie keine richtigen Menschen; sie gehen ganz nackt umher. Und dann" — fügte er zögernd hinzu — „und dann . . . nun, wir haben kein Vieh mehr, und Vieh müssen wir doch unbedingt haben. Aber sei dessen versichert, es ist unser allerletzter Kriegszug. Nach unserer Rückkehr werden wir deiner Lehre lauschen und wir werden alle gläubig, alle Christen, alle . . ." Nach einem fünfmonatlichen Raubzug kam er zurück, mit großer Beute an Vieh, Waren u. s. w.;

---

*) Es ist hier Dr. Holub gemeint, welcher, von seiner Gattin begleitet, eine große wissenschaftliche Erforschungsreise unternahm, um den Kontinent von Süden nach Norden zu durchschneiden.

dem Missionar trat er ziemlich verlegen unter die Augen und dieser sprach ihm sein Mißfallen ganz offen aus. Grinsend entgegnete er: „Zanke mich nur nicht, wenn man dir erzählt, daß ich mit eigener Hand einen Menschen getötet habe.“ Ach, es scheint, daß er mehr als einen der Ueberfallenen umgebracht hat! „Dieser Mensch ist voller Widersprüche; er hat Verstand, Taktgefühl, Liebenswürdigkeit, Seelengröße, und bei dem allem ist er doch ein grausamer, rachsüchtiger Despot. . . . Wie schrecklich wird das Erwachen dieses Königs sein, wenn der Geist Gottes eines Tages sein Gewissen erleuchtet und sein Herz erfaßt! . . .“

Ein Vorfall, der sich anderswo ereignete, liefert übrigens den Beweis, daß Gott Sein Werk unter diesem Volke hat. Es kam ein Häuptling aus der Umgegend von Kazungula zu Missionar Jeanmairet und sagte zu ihm: „Du sollst wissen, daß weder ich, noch irgend einer meiner Männer während des Kriegs einen Menschen getötet haben. Mein Sohn brachte ein gefangenes Weib; aber ich befahl ihm: Laß es wieder davonlaufen! und er gehorchte mir. Erzähle das alles meinem Vater (Missionar Coillard).“ Und Missionar Jalla, der diesen Zug erwähnt, fügt hinzu: „Wir sind überzeugt, daß mehrere Häuptlinge so gehandelt haben, wie er; denn noch niemals haben sie so wenige Gefangene zurückgebracht, wie diesmal.“

Eine andere bemerkenswerte Thatsache: Während des ganzen Krieges ist der Sonntag streng beobachtet worden. Lewanika hatte die beiden jungen Leute, die zu ihrer Ausbildung in Lessuto gewesen und mit uns hergekommen waren, in seinen Dienst aufgenommen; dieselben, Seajika und Karumba mit Namen, benützte er, um eine Art Gottesdienst zu halten. Ihre Wirksamkeit konnte aber keine Früchte hervorbringen, da sie leider wieder allerlei heidnische Gebräuche angenommen und sich der Völlerei

hingegeben hatten. Da Lewanika entfernt von Missionar Coillard wohnte, gebrauchte er sie auch in Friedenszeiten. Als der Missionar ihm deswegen seine Bedenken äußerte, wurde ihm erwidert: „Was sollen wir am Tage des Herrn nur anfangen, wenn du nicht da bist? Diese Knaben wissen ja viel mehr als wir, und ich zanke sie aus und jage sie weg, wenn sie zu viel getrunken haben.“ Aus einem späteren Bericht Missionar Coillards erfahren wir, daß Seajika darüber traurig geworden ist, daß er den Glauben verloren hat und von dem Christenwege abgekommen ist. Ich erwarte den baldigen Anbruch des Tages, da er ernstlich Buße thun, die Vergebung seiner Sünden erlangen und dann mit Entschiedenheit auf dem schmalen Wege wandeln wird.

Das dürfen wir auch für Nguana-Ngombe hoffen; sieben Jahre schon stand dieser Jüngling an der Seite Missionar Coillards und hatte ihm erst große Freude, dann aber bittere Enttäuschungen bereitet. In früheren Briefen haben wir schon seine Bekanntschaft gemacht; nun erfahren wir weiteres über ihn: „Nguana-Ngombe ist sehr wißbegierig; er will nicht nur das Lesen, Schreiben und Rechnen lernen, sondern er ist eifrig darauf aus, in alle nur möglichen Arbeiten eingeweiht zu werden, die unter seinen Augen geschehen, Brotbacken, Lichtergießen, Bügeln, Sägen, Nähen u. s. w. Seine große Willenskraft macht ihm jede Arbeit leicht und er thut alles mit fröhlichem Lächeln. Der liebe Knabe lauscht der Predigt des Evangeliums mit sichtbarem Verlangen. Eines Tages trat er vor seinen Häuptling mit den Worten: Meister, meine Zeit ist um; aber ich möchte bei den ‚Barutis‘ bleiben und weiter lernen, . . . mein Meister! Er zitterte vor Erwartung und innerer Bewegung und dicke Schweißtropfen perlten auf der durchsichtigen Haut seines Angesichtes. Der Häuptling gewährte ihm seine Bitte und

ließ ihn noch einige Zeit bei seinem Lehrer. Endlich kam der Tag, wo er seinen Heiland fand und Ihn öffentlich bekannte; es war am Schlusse eines Gottesdienstes. Von da ab unterstützte er die Ermahnungen der Prediger in der kräftigsten Weise und sein Wandel bezeugte die Wahrheit seiner Worte. Es mußte ein Kanal zwischen dem Sambesi und Sefula von 8 bis 10 Kilometern Länge ausgegraben werden und man übertrug dem jungen Manne die Leitung und Beaufsichtigung der Arbeiten. Während jener Zeit sagt Missionar Coillard von ihm: ‚Es giebt für uns nichts Erfreulicheres, als zu sehen, mit welcher Achtung er trotz seines jugendlichen Alters von allen Arbeitern behandelt wird und den Geist des Eifers, den Gehorsam und die Heiterkeit zu beobachten, der unter ihnen herrscht. Gott bezeugt sich offenbar zu ihm; denn er beginnt sein Tagewerk niemals, ohne zuvor mit seinen Leuten den Segen Gottes auf ihre Arbeit herabzuflehen.‘ Während einer schweren Krankheit Missionar Coillards sorgte er für alles. ‚Er backt das Brot und wascht seine Wäsche während der Nacht. Bei Tagesanbruch bereitet er die Speise für alle, hält die Morgenandacht, trägt das Frühstück auf, und ohne sich Zeit zu nehmen, selbst etwas zu essen, geht er mit dem Spaten auf der Schulter, an der Spitze der Erdarbeiter an sein gewöhnliches Geschäft. Am Abend richtet er für unser ganzes Personal das Essen zu und trägt es auf, als ob er die Küche nicht verlassen hätte. Gott möge den lieben Jungen segnen und stets demütig und treu erhalten.‘ 15 bis 18 Monate, nachdem er sich öffentlich zum Christentum bekannt hatte, am 25. Mai 1890 wurde er getauft und erhielt den Namen Andreas, den er sich deshalb selbst gewählt hatte, weil Andreas der erste Jünger war, der Jesus nachfolgte. Am Abend desselbigen Tages nahm er am heiligen Abendmahl teil, welches zum erstenmal öffentlich gefeiert wurde. Für

seinen geistlichen Vater ist er eine Stütze und Freude und ruft die schönsten Hoffnungen für die Evangelisation des Landes wach.“

Eitle Hoffnung! Nach kaum zwei Jahren war es den heimlichen und beharrlich fortgesetzten Umtrieben des Königs und seinen verführerischen Versprechungen gelungen, ihn von seinem Erzieher zu entfernen; die Folge davon war, daß er ganz unvermerkt nach und nach wieder ins Heidentum zurückfiel. Es war ein schwerer Schlag für Missionar Coillard und verursachte ihm große Sorge wegen der Zukunft des Missionswerks. „Was werden wir für Christen bekommen in einem Lande, in welchem eine blinde tyrannische Gewaltherrschaft alle Lebenssäfte aussaugt und die physische und moralische Knechtschaft jede Individualität lahmlegt?“

Doch kehren wir wieder zur Schilderung der früheren Ereignisse zurück. Den vorhin erwähnten schweren Prüfungen gingen andere voran. Zu denselben gehörte die Rückkehr der beiden Bassuto-Evangelisten Aaron und Levi in ihr Vaterland. Sie waren nach dem Maße ihrer Gaben und Kräfte von Anfang an tüchtige Mitarbeiter gewesen; aber Krankheiten und Schwierigkeiten aller Art, mit welchen sie zu kämpfen hatten, erschütterten ihren Mut. Sie nahmen die Achtung der Missionare und den Dank der Eingeborenen, welche an ihnen Vorbilder christlichen Lebens hatten, mit nach Hause. Mit schwerem Herzen trennte sich namentlich Aaron von seinem Arbeitsfelde; er versprach, später wieder zurückzukommen. Ob er es dann noch kann? Ob andere kommen werden, um in die Lücken zu treten? Ob die Lessuto-Gemeinde je wieder Männer, mit solchen Gaben ausgerüstet, haben wird, um sie als Gehilfen und Evangelisten zur Verfügung zu stellen? Oder ob man auf ihre Mithilfe, von welcher man sich so große Dinge versprochen hatte, wird

verzichten müssen? — Einstweilen war eine solche Verzichtleistung nötig; aber nach wenigen Jahren sandte der Herr zwei ihrer Brüder, Paulus Kanedy und Jakob Moshabesha, und in den Jahren 1894 und 1895 gar deren fünf. Und doch waren noch eine ganze Reihe von Posten unbesetzt. „Die Bedürfnisse sind vorhanden," schreibt Missionar Coillard damals, „und sie machen sich mehr als je bemerkbar. In den Gegenden des Landes, wo das Fieber herrscht, kann sich kein Europäer ohne Gefahr seines Lebens dauernd niederlassen, während Eingeborene ohne Schaden dort wohnen könnten. Wen soll ich auf diese leeren Plätze stellen? Hätte ich nur eine Schar schwarzer Evangelisten und Schullehrer, Arbeit wollte ich ihnen schon zuweisen und es sollte sich keiner über Langeweile zu beklagen haben! Ich fühle mich tief traurig, wenn ich so viele offene Thüren sehe und so wenig Christen finde, die willig und geschickt sind, hineinzugehen und Besitz von dem Lande zu ergreifen, das wir für Jesum erobern sollen. Wahrlich, der Herr hat recht mit Seinem Wort: Die Ernte ist groß; aber der Arbeiter sind wenige! Darum laßt uns um so eifriger den Herrn der Ernte bitten, daß Er Arbeiter sende auch hierher!"

Um jene Zeit verließ auch Bruder Goy unsere Freunde, allerdings nur vorübergehend, wenn auch für längere Frist, um nach dem Lessuto zu ziehen und die Tochter des dort stationierten Pariser Missionars Keck als Gattin heimzuholen. Diese Reise war ihm sehr dienlich und trug viel zur Stärkung seiner vom Fieber erschütterten Gesundheit bei. So war nur noch unser Freund Waddell an der Seite des Missionars geblieben; denn Middleton hatte das Missionsleben aufgegeben und war ein Händler geworden, und — traurig genug, es sagen zu müssen — er bewies sich von da an als entschiedener Gegner seiner seitherigen Mitarbeiter. Ohne die Gegenwart des treuen Waddell

wäre die Station vollends ganz vereinsamt gewesen, was sich um so fühlbarer gemacht hätte, als bald darauf Missionar Coillard und dann auch seine Frau von schwerer Krankheit niedergeworfen wurden. Noch ehe sie recht genesen, eröffneten sie ihre Schule wieder. Der Unterricht kostete viel Mühe und Anstrengung, gewährte ihnen aber auch viel Freude. Die Schule gedieh aufs beste; die Schülerzahl stieg bis auf hundert und es herrschte unter den Besuchern ein guter Geist und großer Lerneifer. Doch, eine Kleinigkeit genügt, diese erfreulichen Zustände zu vernichten. Bald schmilzt die Schule zusammen wie der Schnee in der Sonne; das muß irgend eine geheime Ursache haben und es müssen sofort energische Versuche gemacht werden, der Sache auf den Grund zu kommen. Der Missionar giebt den wenigen Schülern, welche treu geblieben sind, drei Wochen Ferien und begiebt sich unverzüglich nach den beiden Hauptstädten und da erfährt er denn bald die Ursache der Beschuldigungen gegen ihn, infolgederen man ihm die anvertrauten Kinder wieder weggenommen oder zum weglaufen bewogen hatte. Man hatte ausgesprengt, er mache die Barotsi-Kinder zu Sklaven und lasse sie Sklavenarbeit verrichten, und „dann ärgern sich die Häuptlinge über meine Predigtreisen und die Macht und Anziehungskraft des Evangeliums. Sie sehen mit Staunen, wie sich die Leute auf meine bloße, einfache Einladung hin um mich scharen, während sie selbst nur durch Drohungen und Schläge Gehorsam von denselben erlangen können. Vor allem aber ist ihnen die christliche Lehre ein Dorn im Auge. Wir singen: Gott der Herr der Welt u. s. w. (in ihrer Sprache ist „Welt“ ein und dasselbe Wort für Reich, Erde, Land); gehört das Land nicht den Barotsis? — Ich soll alles mögliche Unglück vorhergesagt haben; so erwartet man z. B. bis November einen fürchterlichen Sturm, der das ganze Land hinwegfegt. — Man erinnert

mich daran, daß ich versprochen habe, wenn die Barotsis das Evangelium annehmen, so werden sie ewiges Leben bekommen; nun sie es aber annehmen und auf mich hören, sterben mehr Leute als je zuvor. Man macht sich keinen Begriff von dem Eifer, mit dem diese Leute einander solche Sachen erzählen."

Die Besuche bei dem König und der Königin Mokwahe wurden mit glücklichem Erfolg gesegnet. Die Schule konnte bald darauf wieder eröffnet werden und gedieh fortan in ganz normaler Weise. Die Reise nach Lealuyi mußte übrigens während der nächsten Jahre noch öfters wiederholt werden; denn Missionar Coillard hatte nicht selten Veranlassung, mit dem Könige über Dinge zu verhandeln, welche diesen selbst oder den Missionar oder die Evangelisation des Landes betrafen. Die öffentlichen Versammlungen und Gottesdienste, die bei diesen Besuchen stattfinden, werden immer noch und zwar mehr als in Sefula, sehr häufig gestört; die Gegenwart des Königs vermehrt noch die Gelegenheiten, sich zu zerstreuen. „Nießt er, so erhebt sich sofort ein donnerndes Händeklatschen. Fremde ziehen vorüber, die sich diese Volksversammlung, wo ohne Tanz gesungen und einem weißen Mann zugehört wird, der stehend redet, nicht erklären können und die natürlich neugierig näher kommen. Ihre linkische und schüchterne Art, die üblichen Begrüßungen anzubringen, erregt die Lachlust aller Anwesenden und ich muß eben geduldig warten, bis sich der Sturm gelegt hat. Die schlimmsten Unruhestifter sind jedoch die Irrsinnigen, die sich ungestraft alles erlauben dürfen. Da steht solch ein närrischer Mensch mir gegenüber und ahmt meine Stimme und Gebärden nach; dort treibt sich ein blödsinniges Kind umher, dem nicht gewehrt wird, wenn es gleich jedermann belästigt oder schlägt. Dergleichen kam auch bei meiner letzten Predigt vor und als ich durch Geduld, Ruhe und Geistes-

gegenwart die allgemeine Heiterkeit überwunden zu haben meinte und eben fortfahren wollte, da fiel plötzlich ein Camäleon mitten in den Zuhörerkreis herein, was unter den Anwesenden sowohl panischen Schrecken als auch wieder unbändige Lachwut hervorrief. Es war sicherlich aus Veranlassung des Feindes unter die Menge geworfen worden; denn er kennt seine Leute und weiß sehr wohl, womit er ihre Sinne gefangennehmen kann, daß sie die Wahrheit nicht hören. Unsere armen Barotsis haben gerade für das Lächerliche große Vorliebe; sie machen sich über jedermann lustig und lachen über alles. Es kostet mich keinen geringen Kampf, bis ich jedesmal die rechte innere Stellung dieser Zuhörerschaft gegenüber gewonnen habe und zu ihnen reden kann. O, daß Gott Männer erweckte, gleich Philippus und Stephanus, voll Glaubens und Kräfte, voll heiligen Geistes und zu diesem Volke sendete!"

Auf diesen Reisen wurde Missionar Coillard zuweilen von seiner Gattin begleitet. Werfen wir nun auch einen Blick auf ihre Thätigkeit: „Meine Frau weiß ihre Zeit wohl auszufüllen. Sie ist eifrig bemüht die Kranken aufzusuchen, um ihnen Hilfe zu bringen. Von den vielen Negerfrauen, welche unsere Wohnung umlagern und den Hofraum erfüllen, kommen die wenigsten zu ihr, um das Wort Gottes zu hören. Fast alle bringen ihre Stoffe und da sitzt sie denn manchen Tag von morgens bis abends in der dumpfen Hütte und schneidet ihnen die Kleider zu, lehrt sie nähen und ist daneben unermüdlich, ihnen von Jesus zu erzählen. Manche suchen auch Gelegenheit, allein mit ihr zu sprechen, um ihr betrübtes Herz auszuschütten oder von der Morutifrau in schwierigen Fragen Ratschläge zu erhalten. Sie haben bald gemerkt, daß die „Weiße" eine treue Mutter ist, der man alles sagen und auf deren Verschwiegenheit man rechnen darf. Wenn die eine in der umständlichsten Weise von ihrer Krankheit berichtet und

eine andere nicht aufhören kann, von ihren Kindern zu erzählen, so ist doch auch eine dritte da, die nach dem Reiche Gottes fragt. Auf der Straße stehen Frauen, die es nicht wagen, unsere Hütte zu betreten; von denen erhalten wir dann allerlei Botschaft. ‚Ich möchte auch so gerne singen hören!‘ läßt uns da jemand sagen. Das war ein Wink für meine Frau; sofort sandte sie ihre drei Mädchen fort, um in der Hütte der Bittstellerin zu singen. Bald sind viele Frauen um sie versammelt, alle lauschen begierig auf ihren Gesang, dann geht's von Hütte zu Hütte, überall sollen sie das Lied von Jesus singen; wo ihre lieblichen Melodien erschallen, eilen Scharen von schwarzen Frauen und Kindern herbei, sie zu hören. Als wir am Sonntag beim Abendgottesdienst das Lied sangen: ‚Ich habe nun den Grund gefunden‘, drang eine silberhelle Stimme gar lieblich durch alle anderen hindurch. Die Schatten der Nacht senkten sich langsam hernieder und es war, als ob jene Stimme aus dem reinen Aether niederschwebte, so zart und klar waren die wundervollen Töne. Aller Augen wandten sich unwillkürlich nach meiner Frau und jedermann blickte sie fragend an. Doch sie war es nicht, sondern eine unserer Schülerinnen, die kleine Sebane, hatte so herzerquicklich gesungen, daß die ganze Versammlung dadurch ergriffen und bewegt worden war. Diese Töne klangen in manchem Herzen nach wie der Wiederhall eines silberhellen Hornes und so oft wir seither jenes herrliche Lied sangen, kam uns der Name Sebanes in Erinnerung. Merkwürdig! das liebe Kind ist gerade dasjenige unserer drei angenommenen Negermädchen, welches anfänglich am wenigsten versprach. Aber es ist nun recht lieb, gehorsam und aufrichtig geworden. Möge es dieses Lied bald singen können als ein Kind Gottes, das den Ankergrund seiner Seele in Jesu Wunden wirklich gefunden hat! Obwohl diese Mädchen Sklavenkinder sind, wird man

ihnen doch dies jetzt nicht mehr anmerken; sie sind total umgeändert, gehen immer sauber gekleidet, nähen, lesen, schreiben und verrichten allerlei nützliche Arbeiten im Hause, die ihnen recht flink von der Hand gehen. Kurz, sie sind fleißig und sittsam und wissen sich anständig und klug zu benehmen, so daß sich die Königin Mokwahe ganz vergaß und ihnen die Hand reichte, als sie mit meiner Frau bei ihr auf Besuch waren und ihr ein Lied sangen.“

Im Frühjahr 1891 ereignete sich etwas ganz Unerwartetes, was an das Wort aus dem Leben Muhammeds erinnert: „Nicht der Prophet kam zur Hauptstadt, sondern die Hauptstadt kam zum Propheten.“ Die Barotsis sind nämlich in ihrer Lebensweise den Amphibien ähnlich; sie lieben das Wasser und hausen gerne in sumpfigen Gegenden. Daher kommt es auch, daß sie jedes Jahr, wenn die Gewässer steigen, genötigt sind, nach höher gelegenen Plätzen überzusiedeln. Sie errichten sich ihre Wohnstätten dann bald hier, bald dort. Da nun dieses Jahr die Verhältnisse günstig waren, ließ sich der König mit seinem ganzen Hofhalt in unmittelbarer Nähe der Station nieder. Dieser Wanderzug der Großen des Reiches mit dem ganzen sie begleitenden Personal bot natürlich zahlreiche Gelegenheit, das Evangelium zu verkündigen. Bei der Begrüßung sagte Lewanika zu seinem Moruti: „Ich habe dir das Herz der Nation zugeführt; alles übrige ist deine Sache.“ Hierzu bemerkt Missionar Coillard: „Wir erkennen die Wichtigkeit unserer Mission und die verantwortungsvolle Aufgabe, namentlich im Blick auf die zurückgelegten drei Monate. Die Bekehrung des Königs ist seit drei Jahren der Gegenstand unserer heißen Gebete und viele Freunde haben in dieser hochwichtigen Sache ihre Gebete mit den unseren vereinigt. Wir bauen fest auf die Verheißungen Gottes und erwarten bestimmt die Erhörung unserer Bitten. Ich habe es aus seinem eigenen Munde gehört, daß er die

Wahrheit kennt und der Sache zugethan ist; aber Satan und die Welt wehren sich gewaltig um die Herrschaft in seinem Herzen. Ach, es ist schwer für den Reichen und Hohen, ins Reich Gottes hineinzukommen.... Unsere guten Beziehungen zu diesem Manne, für den ich persönlich große Zuneigung empfinde, der aber als König von ganz unbeschreiblicher Unfähigkeit ist, hätten sich gleich anfangs beinahe getrübt. Er ist zeitweise launisch und wetterwendisch; sein unfester Charakter gleicht dem weichen Wachs, welches für alle Eindrücke empfänglich ist und auf sein Herz üben jetzt noch die entgegengesetztesten Gewalten ihren Einfluß aus. Unser armer Lewanika!...

„Wir wollen noch eifriger als bisher um seine Bekehrung flehen; helfet ihr auch kräftig mit! Ach, daß doch endlich sein Gewissen erwachte! Doch wir danken dem Herrn, daß Er sein Herz wenigstens dem Evangelium geneigt machte. Gegenwärtig ist er voll großer Reformpläne. Er möchte ein geräumiges Gefängnis bauen; dasselbe soll nicht aus vielen einzelnen Zellen, sondern aus drei großen Räumen bestehen: einer für die Ehebrecher, der andere für die Trinker und der dritte für alle die, welche andere der Zauberei beschuldigen. Es ist beschlossen worden, daß in Zukunft keine Zauberer mehr verbrannt noch der Feuer- oder Wasserprobe unterzogen werden sollen. Was die Reform bezüglich der Ehebrecher betrifft, welche Herkulesarbeit!“

Lewanika wünschte, daß sein Sohn Litia aufs sorgfältigste für das Königtum, das seiner wartet, ausgebildet werde. Nachdem dieser sich lange aber vergeblich geweigert, darauf einzugehen (er hatte seine triftigen Gründe), erklärte sich schließlich Missionar Coillard bereit, ihn unter sein Dach, oder wenigstens innerhalb seiner Umzäunung aufzunehmen. Kurz zuvor schon hatte ein junger, hoffnungsvoller Mashikulomboe bei ihm Unterkunft gefunden; derselbe

war früher Küchenjunge des Königs und stets ein eifriger Zuhörer in den Versammlungen. Sechs Monate später berichtet er: „Ich weiß gar nicht was Litia noch zurückhält, sich öffentlich zu dem Herrn zu bekennen, denn die Gnade Gottes arbeitet sichtbar an seinem Herzen. Er hat, seit er hier ist, viele heidnische Sitten und Gebräuche abgelegt und alle seine heidnischen Schmucksachen und Zaubermittel fortgeworfen. Seine äußere Erscheinung macht einen angenehmen und geordneten Eindruck; er ist verständig, wißbegierig und sehr geschickt, die gewöhnlichen Werkzeuge zu handhaben. Unter der Anleitung Waddells hat er sich eigenhändig ein Häuschen gebaut, das Dach selbst gedeckt, die Stübchen getüncht und mit selbstverfertigten Möbeln ausgestattet. Sind die Tische, Stühle, Bücherbretter u. s. w. auch etwas primitiv ausgefallen, immerhin sind sie das Werk seiner Hände." Seine Geschicklichkeit und Unternehmungslust sind ohne Zweifel Familienerbstücke; denn später entwickelten sich diese Eigenschaften auch bei seinem Vater. „Lewanika arbeitet gerne. Im Schatten eines dichten Gebüsches, das ihm früher ein Heiligtum war, hat er sich eine Werkstätte errichtet, deren Betreten allen Unberufenen streng untersagt ist. Dort findet man ihn in seinen Mußestunden beschäftigt, mitten unter den zehn Handwerkern, die unter seiner Leitung arbeiten. Was macht er denn alles? oder besser, was macht er nicht? So oft ihm etwas Neues in die Augen fällt, ruht er nicht, bis daß er es nachgemacht hat. Und schon fängt er an, seinen eigenen Ideen nachzugehen und allerlei zu erfinden. Aus seiner Werkstätte gehen merkwürdige Dinge hervor: Ein kleines, wunderbar geformtes Prachtboot; das zerlegbare, leicht transportable Gebälk eines sehr großen Zeltes, welches ihm und seinen Häuptlingen auf seinen jährlichen Jagdzügen Unterkunft bieten soll; ein zweckmäßig ausgedachtes und künstlich konstruiertes Feldbett; ein

Fuhrwerk, das er eigens zu dem Zweck erfunden hat, die Boote der Weißen nach den Ngonyefällen hinzubefördern und von dem er hofft, daß es ihm sehr viel Geld einbringen werde; sogar ein Harmonium und andere Musikinstrumente, worauf man thatsächlich spielen kann, hat er zustande gebracht. Beweise seines Kunstsinnes sind Teller aus Thon und Holz, auf welchen alle möglichen Figuren von wilden Tieren, Fischen und Vögeln zu sehen sind, ein Elfenbeinarmband mit wirklich schönen Schnitzereien, eine Haarnadel, die er mit großer Kunstfertigkeit ciseliert hat und anderes mehr. Doch bei alledem bleibt er der beklagenswerte, arme Lewanika! Was gewinnt seine Seele dadurch, daß er in vielen Dingen seiner Zeit vorausgeeilt ist und sein Volk weit hinter sich zurückläßt? — In der Hauptsache ist er so elend und untüchtig wie die andern alle."

Doch kehren wir zu Litia zurück. „Man mag sein Zimmer betreten, wann man will, stets hat er darin eine musterhafte Ordnung und Reinlichkeit. Er besitzt außerdem eine seltene Willenskraft, die sonst kaum bei solchen jungen Leuten zu finden ist, eine kostbare Mitgabe für seinen Regentenberuf. Daher übt er auch auf seine Umgebung eine merkwürdige Macht aus und obwohl er immer populärer wird, gestattet er niemand, sich ihm mit Vertraulichkeiten oder Schmeicheleien zu nähern. Mit Nguana-Ngombe hat er sich jedoch innigst befreundet; beide Jünglinge stehen etwa im 18. Lebensjahr. Er würde seine Wohnung und seine Mahlzeiten mit ihm teilen, wenn wir dem nicht aus Vorsicht einige Beschränkungen entgegengesetzt hätten; denn dieser junge Mashikulomboe, der sich heute als aufrichtig, sittenrein, anständig giebt, ist es nicht jederzeit gewesen" ... und wir fügen hinzu, er wird es auch nicht immer sein. Die weitere Geschichte Litias ist um so interessanter, als er infolge seiner hohen Stellung von ganz bedeutendem

Einfluß auf sein Volk und die Nachbarstämme sein könnte — zum Guten aber auch zum Bösen. Nachdem er nun ein volles Jahr auf der Station zugebracht hatte, schickte ihn sein Vater nach Morija; vier seiner Altersgenossen begleiteten ihn dahin. Kaum jedoch daselbst angekommen, gab er diesen Plan auf und kehrte schleunigst zurück. Eines Tages tauchte er plötzlich wieder auf der Station auf; sobald er des Missionars ansichtig wurde, eilte er freudestrahlend auf ihn zu und rief: „Mein Vater, ich bin nicht mehr der alte Litia; ich bin bekehrt und habe Jesum gefunden!“ — „Ich weiß noch nicht,“ berichtet Herr Coillard darüber, „inwieweit das Sündenbewußtsein bei ihm erwacht ist und ob er sich in der hohen Stellung, die er einnimmt, als treuer Nachfolger Jesu und ganzer Christ bewähren wird. Es kommt eben ganz darauf an, ob er die Gnade Christi tief genug in sein Herz eindringen ließ, damit ihre Wirkung auch eine nachhaltige sein kann. Nachdem ich verschiedene Male mit ihm gesprochen und gebetet und ihn insgeheim beobachtet habe, kann ich fast nicht mehr an der Echtheit seiner Sinnesänderung zweifeln.“ Bald nach seiner Rückkehr legte der Prinz bei einem öffentlichen Gottesdienst in der Hauptstadt ein einfaches und rührendes Zeugnis für Jesum ab und bekannte fröhlich, was Er an seiner Seele gethan. Welche Freude für das Herz des treuen Missionars, diesen Tag noch vor seiner Abreise nach Europa erleben zu dürfen!

Am 1. Januar 1892 vermählte sich Litia. Die Trauung vollzog sich ganz nach christlichem Gebrauche*) und das schöne Hochzeitsfest wurde durch keinerlei heidnische Sitten und Lärmscenen entweiht. Aber das Jahr darauf

---

*) Es wurde in jener Zeit noch eine andere christliche Ehe geschlossen, die von Franz, dem Wagenlenker (er ist seitdem heimgegangen), mit Sebane, einem unserer Hausmädchen, von dem früher die Rede war, das seitdem zu einer tüchtigen Jungfrau heranwuchs.

wandelte er wieder nach alter heidnischer Weise und nahm ein zweites Weib. Doch, Gott sei Dank, es war kein endgültiger Bruch mit dem Christentum, sondern nur eine vorübergehende Wolke, die sein Glaubensleben eine Zeitlang trübte. Bußfertig und reumütig kehrte er an seinen alten Platz bei den Gottesdiensten zurück und sein Wandel, ja alle seine Worte zeugen von dem Ernst und der Treue seines neuen Laufes und haben ihm das volle Vertrauen der Missionare zurückgewonnen. Ein Reisender, der unserer Mission zwar ferne steht, sich jedoch bei seinem Aufenthalte hier sehr lebhaft für dieselbe interessierte, schreibt, daß die Rückkehr Litias zum Glauben ein entscheidender Sieg der Mission sei.

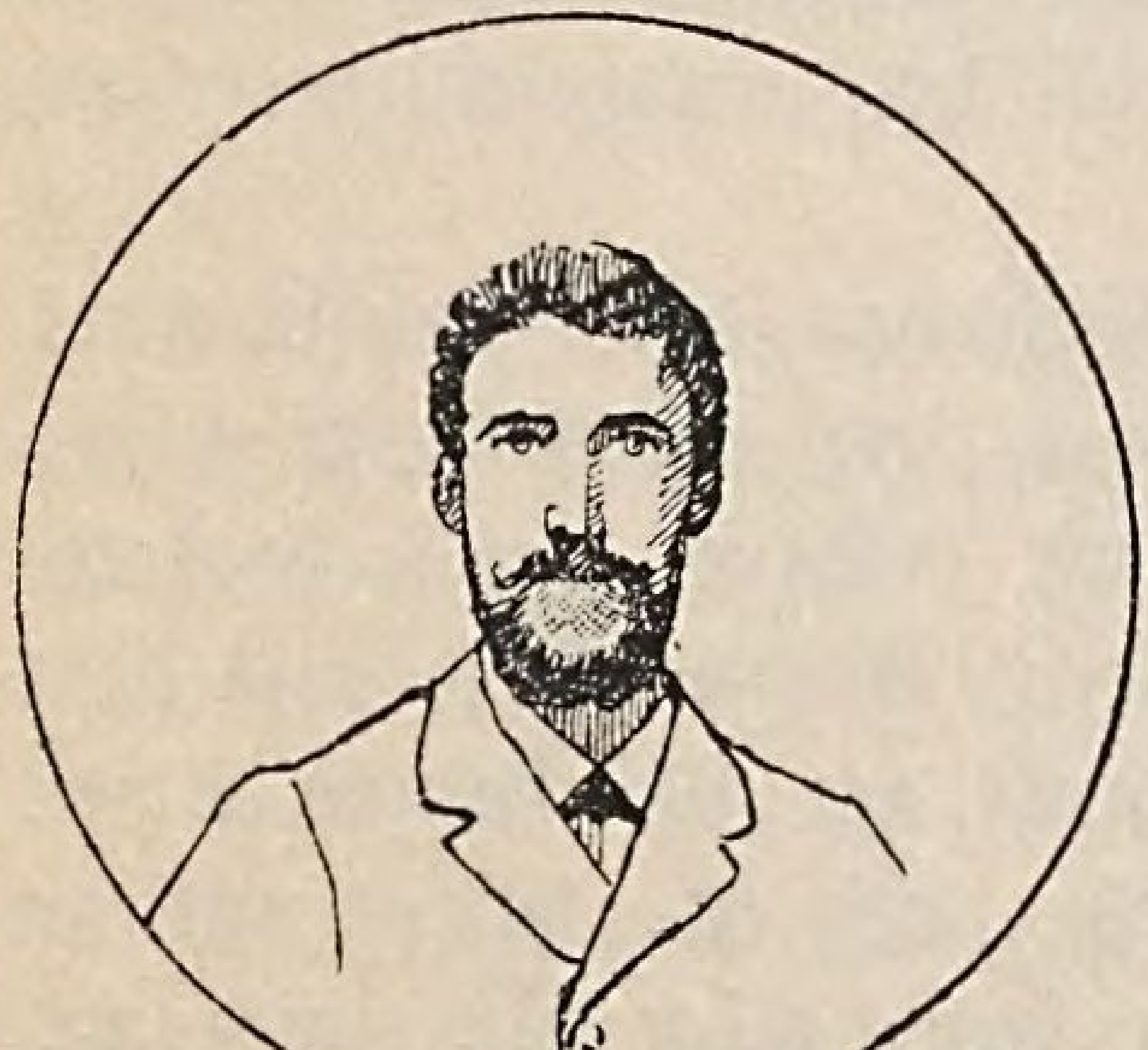
Wenden wir nun unsere Blicke wieder zurück auf das allmähliche Emporblühen der Station und sehen wir zunächst, welchen Anblick sie nach dreijährigem Aufenthalt und mühevollem Arbeiten der Missionsgeschwister äußerlich darbietet. Zunächst fällt uns ein Gebäude ins Auge, das eben seiner Vollendung entgegensieht; es ist eine solid aufgeführte Hütte, die 3—400 Menschen faßt und zum Gotteshaus und Schullokal eingeweiht wurde. Daneben steht das Missionshaus; es hat zwei Zimmer mit Küche und Vorratskammer, welche aber nach europäischen Begriffen noch sehr viel zu wünschen übrig lassen; in einem Seitengebäude befinden sich die Werkstätte, nebst Schuppen, Lagerraum, Schlafstätten für Hausmädchen und Stallungen für Federvieh, Schafe und Ziegen. Drei größere und kleinere Plätze sind durch Umzäunungen vom Missionshaus und untereinander getrennt und dienen zum Aufenthalt für den König, wenn er nach Sefula auf Besuch kommt, für sonstige vorübergehend Anwesende (Aaron z. B. hatte daselbst seine Hütte, ehe er das Land verließ) und für die Schulkinder. Das kleine Haus neben der Kapelle ist die Wohnung von Bruder Goy. Ein weites, immer noch brach



Die Kapelle von Sefula.

liegendes Stück Feld hat uns viele Mühe gemacht, bis es von Büschen, Baumstümpfen und Felsstücken gesäubert war und es wird auch künftig noch viel Arbeit kosten, ehe es in gutes, ertragsfähiges Ackerland umgewandelt sein wird. Missionar Coillard hofft aus dem Ertrag desselben später die Mittel zu gewinnen, drei größere Schulen für Knaben und Mädchen erbauen und unterhalten zu können, vorausgesetzt, daß genügend Missionare und Lehrer zur Verfügung stehen. Ebenso ist die Gründung eines Evangelistenseminars ins Auge gefaßt worden; denn nicht nur im „Thal“, sondern rings im Umkreise desselben finden sich Jünglinge, die dem Evangelium zugethan und auch bildungsfähig sind. Sendet man dieselben nun nach dem Lessuto, so ist das fürs erste eine sehr teure Sache, und dann bringt eine solche Versetzung allerlei Nachteile in leiblicher und geistlicher Hinsicht mit sich.

Durch die Ankunft des Herrn Adolf Jalla in den ersten Tagen des Februar 1890 bekam die Station eine sehr willkommene Verstärkung. Dieser junge Mann ist der Bruder des uns schon bekannten Missionars aus den Waldenserthälern. Gerade ein Jahr zuvor war er von Europa abgereist; in Palapye begegnete er Bruder Goy und den nach dem Lessuto zurückkehrenden Evangelisten und bald hatte er die Freude, mit Bruder und Schwägerin zusammenzutreffen. Nachdem er drei Monate bei ihnen verweilt hatte, konnte er die Reise nach dem „Thale“ fortsetzen.



Missionar Adolf Jalla.

Wir entnehmen bei dieser Gelegenheit dem Reisebericht

einiges, die Dauer der Fahrt betreffend: Von der Küste Englands bis zum Kap der guten Hoffnung 20 Tage Ueberfahrt; von hier bis Kimberley 40 Stunden per Eisenbahn;*) dann bis zur Fuhrt von Kazungula 100 Tage mittelst Ochsenwagen. In dieser Weise kommt man in Afrika vorwärts — wenn alles gut geht; aber wie häufig giebt es Aufschub und Schwierigkeiten! Plötzliches Hinsterben der Zugtiere, Ausbleiben der Boten, Ueberschwemmungen und Unfälle mancher Art und dann das mörderische Klima mit seinen Fiebern, die uns jeden Augenblick niederwerfen können, alles das erschwert das Weiterkommen bis jetzt noch sehr.

Der Tag, an welchem Bruder Adolf Jalla zum erstenmal den Hügel von Sefula hinanstieg, war für ihn und die ihn erwartenden Freunde daselbst ein Freudentag. Der Empfang war überaus herzlich; über der Thüre seiner Hütte waren Willkommensgrüße aufgehängt; die Schüler hatten sich versammelt und ließen ihre Lieder erschallen und da auch viele Eingeborene herzugekommen waren, so fehlte es nicht an lieblichen und ermunternden Ansprachen.

Man hatte den König brieflich von der Ankunft eines weiteren Missionars benachrichtigt und ein Eilbote überbrachte seinen schriftlichen Gruß. Sein Brief lautete: „Dem neuen Moruti meinen Gruß! Komme bald mit dem Frieden deines Gottes. Ich danke dir für deinen Brief. Auch ich werde bald hinkommen, dich zu sehen und zu grüßen, du neuer Moruti! Ich freue mich sehr, dich mit eigenen Augen zu sehen. Gruß, Gruß! Ich bin es, der dich lieb hat. Lewanika."

---

*) Jetzt führt die Eisenbahn bis Mafeking, so daß die Fahrt mittelst Ochsenwagen nun um ein Bedeutendes abgekürzt ist. Es wird wohl bald der Tag kommen, wo auch unsere Station durch eine Eisenbahnlinie direkt mit dem Kap verbunden ist.

Die Geschwister fühlten sich bald aufs innigste mit dem Neuangekommenen verbunden und Missionar Coillard kann bezeugen, daß ihm Gott in dem jungen Bruder eine kräftige Hilfe und gesegnete Unterstützung in seinen Plänen und Bestrebungen verliehen habe. Er hatte einen solch treuen Beistand auch sehr nötig; denn eben damals mußte die Station neu verproviantiert werden, und die Sorgen und Enttäuschungen, welche dieses Geschäft dem Leiter derselben verursachten, waren geradezu verzehrend. Enorme Ausgaben in Verbindung mit den größten Anstrengungen endeten nur zu häufig mit den kläglichsten Mißerfolgen und Unglücksfällen. Als dann noch die ganze Ochsenherde durch eine Seuche vernichtet wurde, schrieb er: „Ach, wir armen Leute! Wir halten uns jederzeit bereit, unser Leben dahinzugeben, und nun, da Gott unsere Ochsen haben will, stehen wir verzagt und jammern! Ich muß gestehen, daß wir allerdings nicht darauf gefaßt waren, solch große Verluste an Vieh zu erleiden, um so weniger als damit die Opfer vieler Kinder Gottes für die Mission, die Goldstücke der Reichen und die Scherflein der Armen dahin waren."

Nach einer lang andauernden Sommerdürre, die alles austrocknete, fing einst plötzlich zur Nachtzeit das Küchendach zu brennen an; alle Häuser und die darin befindlichen Gegenstände, die mit so großen Opfern an Kraft, Zeit und Geld beschafft worden waren, wurden schwer bedroht. Nur durch ein wirklich greifbares Wunder errettete sie der Hüter Israels, Der nicht schläft noch schlummert, aus dieser entsetzlichen Not. Man zittert bei dem Gedanken an all die Leiden, Nöten und Entbehrungen, die ihrer gewartet hätten, wenn das Feuer wirklich alles vernichtet hätte.

Man sah und fühlte ganz deutlich, daß der Feind alles aufbot, um das angefangene Missionswerk zu zerstören.

Es gelang ihm in der That, trotz aller Gebete und Vorsicht der Missionare, ernstere Mißhelligkeiten zwischen diesen und den Barotsis anzuzetteln. Ja, die Beziehungen zu dem König selbst waren sehr besorgniserregend geworden. Englische Missionare aus der Methodistengemeinde, welche bei den Mashikulomboes eine Mission gründen wollten und die Gastfreundschaft unserer Missionare und ihre Vermittlung bei den Unterhandlungen mit dem Könige in Anspruch nahmen, wurden für sie ein Anlaß vieler Widerwärtigkeiten. Doch sie hatten es trotzdem nicht zu bereuen, daß sie ihnen behilflich gewesen waren, sich in ihrer Nähe festzusetzen; denn der Verkehr mit denselben war und blieb herzlich und brüderlich, eine Quelle gegenseitiger Herzenserfrischung und Stärkung. Auch allerhand Fragen, Grenzstreitigkeiten und Protektion betreffend, in welchen unsere Freunde um ihre Meinung gefragt wurden, riefen Feindseligkeiten und Mißtrauen hervor. In allen diesen Trübsalen war Missionar A. Jalla ein getreuer Mitgenosse und die ganze Last der Verantwortung, Verdächtigungen, Ungerechtigkeiten und Ränke trug sich gemeinsam mit diesem glaubensvollen Manne doch viel leichter als zuvor. Und dann machte seine Anwesenheit es endlich möglich, daß Herr Coillard eine längst notwendig gewordene Reise nach Sesheke und Kazungula antreten konnte.

Für seine Gattin war eine Trennung immer etwas Schmerzliches, ja sie brachte für beide Ehegatten stets viel Herzeleid und war ihnen eine schwere Prüfung; denn war Herr Coillard abwesend, so lag auf seiner Frau Schultern allein die drückende Last der Aufgaben (er spricht einmal von 53 Personen, für deren Ernährung sie täglich sorgen mußte und das war nur ein Teil der Arbeit) und dazu mit einer durch die schädlichen Einwirkungen des Klimas untergrabenen Gesundheit, monatelang ohne Nachricht von dem Gatten, der stündlich den größten Gefahren und

Trübsalen ausgesetzt war! Doch der Herr giebt täglich neue Kraft und behütet die Seinen.

Betrübende Nachrichten von der Famile Jeanmairet beschleunigten dieses Mal die Abreise Missionar Coillards. Doch die Rückkehr gestaltete sich um so erquicklicher. Er durfte seiner Frau eine wackere Gehilfin zuführen, Fräulein Kiener, eine Schweizerin, aus Dombresson, „welche uns vom Herrn zugeschickt worden war. In solchen Verhältnissen, wie sie hier herrschen und bei dem leidenden Zustand meiner lieben Frau“, schreibt Missionar Coillard, „geht die Arbeit über unsere Kräfte. Wir sehen daher der Ankunft von Fräulein Kiener mit Sehnsucht entgegen; denn wir zweifeln nicht daran, daß sie die vom Herrn erbetene und nun uns zugesandte Hilfe sei. Wir preisen Ihn im voraus dafür.“



Fräulein Kiener.

Die liebe Schwester hatte durch ihr freundliches Wesen bald die Herzen ihrer Umgebung gewonnen; demütig und stille, ohne sich eigentlich viel bemerklich zu machen, ging sie den ihr übertragenen Geschäften nach und erwies sich in kurzer Zeit als zuverlässige Stütze und treue Freundin der Familie.

Wir überlassen sie ihrer stillen Liebesthätigkeit und richten unsere Blicke nun auch einmal nach den anderen Missionsstationen, um einiges über den Gang ihrer Entwicklung zu erfahren.

Die Missionsarbeit in Sesheke und Kazungula.

Unsere Leser erinnern sich, daß Missionar Coillard bei seiner Uebersiedlung nach Sefula seine Gattin in Sesheke ließ, wo sie im Kreise der Familie Jeanmairet, die hier zurückgeblieben war, einstweilen Unterkunft gefunden hatte, bis sie am 22. September 1886 in ihre neue Heimat zog. Noch vor ihrer Abreise von Sefula war dem jungen Ehepaar ein Töchterlein, die kleine Margarete, geschenkt worden. Das Kind brachte den einsam stehenden Eltern viel Freude und Trost; aber schon nach zwei Jahren nahm es der Herr wieder zu sich. Sein jüngeres Schwesterchen jedoch gedieh vortrefflich, trotzdem es Vater und Mutter anfänglich wegen seiner zarten Konstitution viel Angst und Sorge verursacht hatte.

Missionar Jeanmairet that sein möglichstes, die heidnische Finsternis um ihn her zu erhellen und seine Gattin unterstützte ihn aufs kräftigste hierin; allein da er, ehe Verstärkung ankam und auch noch geraume Zeit nachher, die Station nicht verlassen konnte und die Eingeborenen dort sehr wanderlustig und selten zu Hause sind, so konnte er nicht in dem Maße auf sie einwirken, als er es wünschte. Dazu kamen noch politische Wirren und eine lang andauernde Hungersnot, so daß es oft scheinen wollte,

als stünden sie vergeblich auf ihrem Posten. Für unsere Freunde waren dies keine geringen Gedulds- und Glaubensproben; wie gerne hätten sie Samen gestreut; doch der Boden war zu hart und dürr; sie mußten auf den Frühregen harren. Aber sie thaten es in der gewissen Zuversicht, daß Gott ihr Gebet und Flehen erhören werde. Täglich hielt der Missionar die Gottesdienste zu der festgesetzten Stunde: die Zuhörerschaft wechselte sehr und war häufig ganz gering; aber getreulich fuhr er fort, in seinem Teile zu thun, was er konnte. Im täglichen Leben hatten unsere Freunde mit viel Schwierigkeiten zu kämpfen und es mußten mitunter harte Entbehrungen ertragen werden. Sie litten oft bitteren Mangel an Nahrungsmitteln; denn manchmal waren weder Früchte noch Fleisch zu bekommen; der Erdboden war durch große Dürre so ausgetrocknet, daß sie nichts anpflanzen konnten und die Verbindung mit dem Süden blieb nach wie vor unsicher und langwierig, ja die Bestellungen kamen manchmal überhaupt gar nicht an. „Das Sambesigebiet wird wohl noch lange unser schwierigstes und gefährlichstes Arbeitsfeld bleiben, wo es die meisten Enttäuschungen und Entmutigungen geben wird. Nach dem Sambesi gehen, heißt die Wüste bebauen. Es ist ein trauriges Land und seine Bewohner — wer vermag sie zu schildern?“ Auch vom Fieber wurden sie heimgesucht; dasselbe trat bald nach Ankunft von Geschwister Jalla besonders heftig auf und kehrte auf längere Zeit in beiden Familien ein. Trotz seiner großen Schwäche mußte Missionar Jalla bei den dringenden Bauarbeiten mit Hand anlegen und diese Beschäftigung wirkte so heilsam auf seinen Körper ein, daß die Krankheit dadurch abgeleitet und er bald völlig gesund wurde. In einem Briefe empfiehlt er Bewegung in Wind und Wetter und angestrengte körperliche Arbeit als bestes Mittel gegen das Fieber. So hatte er seine Genesung erlangt und zugleich mit-

geholfen, daß fortan jede Familie ihre eigene kleine Wohnung hatte.

Doch es kam auch eine Zeit, da sich die Verhältnisse besserten, und nach Beendigung des Krieges gestalteten sich die Zustände überhaupt ganz anders. Es war ein großer Festtag, als die Krieger heimkehrten. Die Häuptlinge zogen im Triumph durch das Dorf und versammelten sich im „Khothla“ zu einer großen Audienz. Auch die Missionare wurden eingeladen und nahmen gerne die Gelegenheit wahr, mit den Führern des Volks zusammenzutreffen. Hören wir, was sie darüber berichten: „Wir gingen ins Dorf hinein; alle Häuser waren wie ausgestorben; jedermann war nach dem ‚Khothla‘ geeilt und dort herrschte aber eine gewaltige Bewegung. Der ‚Morantsiane‘ (Oberhäuptling, der gegenwärtige heißt Kabuku), mit einem langen bunten Hemd bekleidet, thronte auf einem niedrigen Sitz inmitten der übrigen Häuptlinge; hinter ihnen die Sklaven kauernd; rings umher das Volk. Die Versammlung bot ein sonderbares Bild dar; alle die vielen schwarzen Gestalten mit den merkwürdigsten Kleidungsstücken und lächerlichsten Schmucksachen unbeschreiblich herausgeputzt. Man hieß uns mit großer Herzlichkeit willkommen; der Morantsiane ließ Matten herbeischaffen, auf welche wir uns niederließen, um an dem Gespräche teilzunehmen. Wohl eine Stunde lang wurde über die alltäglichsten Dinge geredet, ohne daß es uns gelungen wäre, die Gedanken der Männer auf Höheres zu lenken. Etwa 50 Frauen hatten einen Kreis geschlossen. Ohne Schutz vor den glühenden Sonnenstrahlen führten sie ihre wilden Tänze auf; in der Mitte des Kreises stellten einige andere Frauen durch Pantomimen allerlei Scenen aus dem Kriege dar, während jene sich taktmäßig um sie bewegten und zu diesem Reigen sangen. Arme Weiber! Es war mir rein unerklärlich, wie sie stundenlang das aushalten

konnten, ohne erschöpft zusammenzubrechen. Ohne Zweifel ist es eine der Pflichten der Frauen, bei solchen Gelegenheiten die siegreiche Rückkehr ihrer Männer zu feiern....

„Am Nachmittag erwiderten uns einige Häuptlinge unseren Besuch. Dabei bekamen wir allerlei Erfreuliches zu hören. Aus ihren Reden ging hervor, daß der König Lewanika eines Tages alle Häuptlinge dieser Gegend um sich versammelt und sie tüchtig dafür ausgezankt hatte, daß sie die Gegenwart der Missionare so wenig zu benutzen wüßten. Allem Anschein nach fühlte er ihnen ein wenig auf den Zahn, wobei er bemerkte, daß bis jetzt noch kein einziger von ihnen nach dem Unterricht des Missionars Verlangen zeigte. Er empfahl deshalb ganz besonders den jüngeren unter ihnen, mit gutem Beispiel voranzugehen und den Morantsiane zu veranlassen, es ebenfalls zu thun.... ‚Und jetzt wollen wir kommen und Gutes bei dir lernen‘, versicherten mich die Männer. Um diesen erfreulichen Eifer nicht erkalten zu lassen, ließen wir gleich zwei Tage darauf unsere Glocke ertönen und luden alle die, welche gerne lernen wollten, zu uns ein.... Die Schule ist nun eröffnet; wenn die Anfänge auch sehr bescheiden sind, so haben wir doch den Eindruck, daß Gott unter einigen der Besucher sein Werk begonnen hat.... Auch Weiber und Mädchen finden sich ein, um unter der Anleitung unserer Frauen das Lesen und Schreiben zu lernen; an den Nachmittagen beschäftigen sie sich mit Nähen und anderen Handarbeiten.... Der Morantsiane Kabuku selbst steht unseren Bestrebungen mit kühler, wenn nicht gar feindseliger Haltung gegenüber. Es ist ein wahres Unglück für Sesheke, daß gerade dieser Mann hier die Gewalt in den Händen hat; er wird stets ein Hemmschuh für das rasche Vorwärtsschreiten des Evangeliums in dieser Gegend sein, wo die Bevölkerung so fest von einem knechtischen Geist gebunden ist. Seine Eitelkeit und seine Anmaßung

wird nur von seiner Unwissenheit übertroffen und er ist mehr gefürchtet als geachtet. . . .

„Am vergangenen Donnerstag gab es eine schwierige Beratung; es handelte sich um den Umbau und die Vergrößerung des Dorfes, und die Platzfrage machte allen viel Kopfzerbrechens. Man holte die Wahrsagerin herbei, ein altes Weib. Während des Abends und der ganzen Nacht vernahmen wir vom Dorfe herüber den Lärm, Trommelschlag und Gesang, ohne welches es bei solchen Veranlassungen nicht abgeht. Am Morgen teilte man uns ihren Spruch mit: ‚Das Dorf hat einen guten Platz; aber ihr müßt es nach der Ebene zu (das heißt nach der Richtung des Missionshauses hin) vergrößern. Baut eure Hütten in die Nähe der ‚Barutis', dann wird euer Dorf feststehen.' Schon sind sie eifrig an der Arbeit. Sesheke wird bald eine große Stadt werden; denn auf Befehl des Königs müssen in Zukunft alle von Kabuku abhängigen Häuptlinge ständig hier wohnen. Von diesen 40—50 Häuptlingen hat jeder vier oder fünf Frauen, dazu stets einige junge, waffentragende Männer als Begleiter und eine Anzahl Sklaven. Um alle diese Leute unterzubringen braucht es vieler Wohnungen; die Stadt wird daher sehr an Umfang gewinnen. . . . Die Häuser sind größtenteils sauber gebaut und reinlich gehalten. Sie bestehen aus einem Zimmer, welches das Zentrum des Gebäudes bildet. Rings um dasselbe läuft ein Gang; eine Thüre führt nach dem mit Schilf umzäunten Hofe, wo die Besuche empfangen werden. Hier kochen die Weiber, der Hausherr nimmt da seine Mahlzeiten ein, und die Kinder haben daselbst ihren Tummelplatz. Alle Wohnungen sind nach diesem Muster angelegt. . . . Das Dorf ist nun in unsere unmittelbare Nähe gerückt; aber für uns ist das eine böse und unangenehme Sache. Zu jeder Tageszeit sind unsere Thüren und Fenster von Scharen Neugieriger umdrängt, die sich

in der ungezwungensten Weise bewegen und viel Lärm verursachen. Die Diebstähle vermehren sich wieder bedenklich. Tag und Nacht haben wir keine Ruhe mehr; denn wenn es am Abend um die Station her stiller wird, ertönt vom Dorfe herüber die große Trommel, welche die ganze Nacht hindurch geschlagen wird, um die bösen Geister zu vertreiben. Wenn sie doch nur den bösen Menschen auch so energisch und beharrlich zu Leibe rücken wollten! Doch wir haben nun endlich die längst gewünschte und erbetene Gelegenheit, mit der Bevölkerung in bessere Fühlung zu kommen und danken Gott dafür."

Dadurch, daß die Gründung der Schule nunmehr zu stande kam, war viel erreicht. Der Eifer der Schüler war zwar für den Anfang noch recht großem Wechsel unterworfen und das böse Beispiel des Morantsiane übte öfters einen verderblichen Einfluß auf das Volk aus; allein das Schifflein war nun einmal abgefahren und es verfolgte seinen Weg durch Ebbe und Flut hindurch langsam aber sicher.

Im Frühjahr 1888 wurde den Geschwistern Jalla ein Töchterlein geboren, das der Herr aber schon nach wenigen Wochen wieder zu sich nahm. Dieselbe Freude, vom gleichen Leide gefolgt, widerfuhr ihnen zwei Jahre später. Damals wurde das fünfte kleine Grab am Sambesi gegraben. So weh diese Verluste auch dem Herzen der Eltern thaten, sie ließen sich niemals vom Schmerze überwältigen; sie stillten die Thränen und gingen wieder mutig an das Werk, das Gott ihnen anbefohlen hatte. Gleichzeitig mit den Schülern vergrößerte sich auch die Zahl der Zuhörer bei den Morgenandachten und Gottesdiensten. Mit Hilfe eines Pferdes drangen die Missionare jetzt auch in die entfernter liegenden Dörfer ihres Bezirks vor und brachten auch denen das Evangelium, die nicht zu ihnen kommen konnten. Schon bei der zweiten Konferenz,

welche Ende August 1887 alle Missionare in Sesheke zusammenführte, wurden mehr als 70 Orte aufgeführt, welche von dieser Station aus besucht wurden.

In dieser Konferenz wurde der wichtige Entschluß gefaßt, eine dritte Station in Kazungula zu gründen. Missionar L. Jalla übernahm es gerne, diesen Punkt, der als Eingangsthor zum Barotsiland von Bedeutung ist, zu besetzen. Unverzüglich begab er sich auf seinen neuen Posten und legte freudig Hand ans Werk. Mit geringen Kosten ließ sich daselbst ein verhältnismäßig geräumiges und zweckmäßiges Haus erstellen, das erste nach europäischer Bauart. Ein ähnliches Gebäude, als Unterkunftsstätte für fern wohnende Schüler bestimmt, wurde der Anfang einer blühenden Schule, die weniger durch die große Zahl der Schüler (es waren selten mehr als 20), als vielmehr durch die schönen Fortschritte derselben zu den besten Hoffnungen berechtigte. In seinen Briefen sind besonders zwei derselben erwähnt; wir lesen: „Unsere älteste Schülerin Sebeso hat uns verlassen, um das siebte Weib eines der Söhne Mokwahes zu werden. Sie ist eine liebe Tochter, in welcher das Werk des Herrn schon große Fortschritte gemacht hat. Sie tritt nun in ganz neue Verhältnisse ein; aber durch die Gnade Gottes kann sie in dieser traurigen Umgebung ein gesegnetes Werkzeug werden. Als sie von ihrem Manne heimgeholt wurde, nahm sie weinend Abschied von uns. Ich tröstete sie und sagte dann noch: ‚Du hast vieles Gute hier gelernt, viel von Jesus gehört und weißt wie man lebt, um Gott zu gefallen; aber wirst du nun auch wirklich so wandeln, oder wirst du wieder thun wie deine Eltern, dein Mann und die anderen Frauen, zu denen du gehst?‘ — ‚O nein!‘ rief sie aus, ‚mein Vater, ich glaube nicht mehr an das, woran sie glauben!‘ — Ich weiß, daß sie dies aus aufrichtigem Herzen sprach. Die lieben Geschwister in Sesheke werden

sich freuen, sie in ihre Nähe zu bekommen. — Von einem meiner Knaben erhielt ich kürzlich einen langen Brief, in welchem er mir mitteilte, was er mir mündlich nicht zu sagen wagte, nämlich, daß er sich von allem Aberglauben und von allen heidnischen Ideen seiner Eltern losgesagt habe und nun an den Gott glaube, von dem er so viel gehört. Täglich bitte er diesen Gott, ihm ein neues Herz zu schenken und ihn Sein Gesetz zu lehren. Daraufhin hatte ich mit dem Knaben eine ernste Unterredung und entdeckte dabei zu meiner unaussprechlichen Freude, daß unter diese Kinder ein Hunger nach dem Lebensbrot gekommen ist und daß die älteren Schüler einen segensreichen Einfluß auf die jüngeren ausüben."

Die Gottesdienste und Morgenandachten wurden längere Zeit nur selten von den Eingeborenen besucht. Da begann Missionar L. Jalla selbst zu den Leuten in ihre Häuser zu gehen und sie persönlich einzuladen. Und Gott segnete seine Bemühungen. Er schreibt: „Seitdem ich Land und Leute besser kenne, gehe ich ganz anders zu Werke als sonst gewöhnlich Sitte ist. Jeden Samstag unternehme ich eine Rundreise durch Kazungula und die umliegenden Dörfer; ich gehe von Haus zu Haus und nötige jedermann, am Sonntag zum Gottesdienst zu kommen. Dieser Gedanke wurde durch die Brüder von Sefula in mir angeregt und seitdem kommen die Heiden immer zahlreicher herzu." Auch die entfernter liegenden Orte wurden von Zeit zu Zeit besucht. Der Empfang war nicht überall ermutigend; doch fanden sich immer aufmerksame Zuhörer neben denen, die dem Evangelium gleichgültig oder spottend aus dem Wege gingen. „Unsere Nachbarn feiern den Sonntag regelmäßig mit uns; wenn ein Familienvater den Gottesdienst versäumt, so muß schon ein triftiger Grund vorliegen. Das Verständnis für höhere Dinge entwickelt sich je mehr und mehr und man trifft nicht

selten nach der Kirche ganze Gruppen von Männern, welche sehr lebhaft miteinander über das Gehörte reden. Der Glaube an Gott und die Furcht Gottes gewinnen in der That zusehends an Boden; aber von hier bis zur Bekehrung, bis das Bedürfnis nach einem Heiland laut wird, ist noch ein weiter Weg."

Wir sehen aus dem Mitgeteilten, daß das Werk mit Ernst und Eifer getrieben wurde und anfing, sich mächtig auszubreiten. Mit welch großem Verlangen blickten doch unsere Freunde zu dem Herrn der Ernte empor, durch dessen Segen allein die Saat keimen, emporwachsen und reifen konnte!

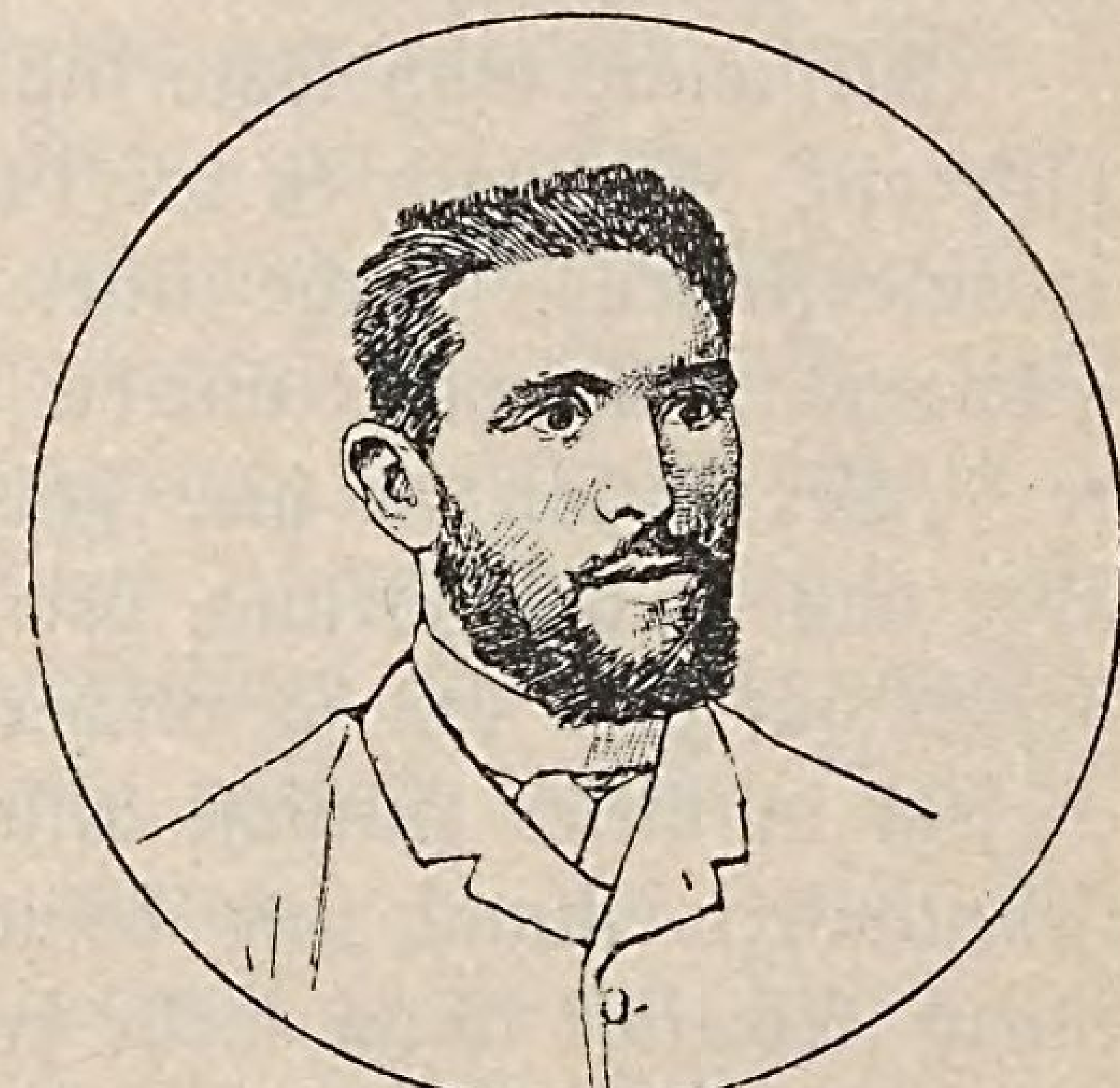
Während dieser Periode hatte Gott die Gesundheit und Kräfte der Geschwister in Sesheke und Kazungula mächtig gestärkt, so daß sie den Einwirkungen des mörderischen Klimas tapferen Widerstand leisten und ohne viel Unterbrechung ihres Berufes leben konnten. Im Januar 1890 aber erkrankte Missionar Jeanmairet infolge körperlicher Ueberanstrengung so schwer, daß er sich entschließen mußte, sein Arbeitsfeld zu verlassen. Schon der Gedanke an die Trennung von Sesheke war ihm sehr schmerzlich. Freudig hatte er mit seiner Gattin vor fünf Jahren hier die Arbeit begonnen und sich mit ganzem Herzen dem Werke hingegeben. Wie gerne hätte er nach so langer Glaubensarbeit doch auch einige Früchte seiner Aussaat gesehen! Hier an den Ufern des Sambesi hatte er für sich und seine junge Gattin die erste Hütte bauen dürfen; hier legten sie ihr Kindlein in die Erde und durften in vielen Nöten die herrliche Durchhilfe Gottes erfahren. — Sie schieden von ihrem lieben Sesheke mit der festen Hoffnung, daß sie seinerzeit wieder zurückkehren würden. Doch Gott hatte es anders beschlossen. Nach einer beschwerlichen Reise, doppelt mühevoll für Frau Jeanmairet, die neben der Pflege ihres kranken Gatten ihr Kindlein zu warten

und sonst noch für vieles zu sorgen hatte, langten sie endlich am Kap an. Hier erholte sich unser Freund unter der sorgsamsten Pflege allmählich wieder, so daß er später ein Amt übernehmen konnte. Aber seine Kraft und Gesundheit war dahin, so daß er es nicht mehr wagen durfte, an den Sambesi zurückzukehren. Schweren Herzens entschloß er sich, ganz im Süden zu bleiben und den Posten auf der Station Beroe anzunehmen.

Die Nachricht von der Erkrankung des getreuen Mitarbeiters, der ihnen lieb war wie ein Sohn, rief in den Herzen Missionar Coillards und seiner Gattin großen Schmerz und Trauer hervor. Kaum hatte der besorgte Onkel vernommen, daß eine Ortsveränderung unbedingt nötig sei um das teure Leben zu erhalten, so rüstete er sich sofort zur Reise, in der Hoffnung, die schwer Heimgesuchten noch einmal sehen und ihnen vielleicht in irgend einer Weise beistehen zu können. Doch er kam erst acht



Frau Goy.



Missionar Goy.

Tage nach ihrer Abreise in Sesheke an. Welch neue Betrübnis für ihn! Wir haben früher gehört, daß ihm bei all dem Leid doch auch eine große Freude zu teil wurde, als er bei der Rückfahrt Fräulein Kiener mit sich nehmen

durfte, um sie seiner Gattin als Stütze zuzuführen. Ohne seine Dazwischenkunft hätte sie allein die Reise ja nicht fortsetzen können.

Mit dem wieder hergestellten Missionar Goy und dessen Gattin, welche vom Lessuto zurückkehrten, war sie hierher gekommen. In der letzten Konferenz wurde denselben die Gründung einer neuen Station übertragen, welche der Verbindungspunkt zwischen dem Niederland und dem „Thale“ werden sollte. Als der geeignetste Platz hierzu wurde Seoma ausgewählt, ein Dorf nahe bei den Ngonyefällen, und die Geschwister waren nun angekommen, um das Werk zu beginnen. Allein da durch die Abreise der Familie Jeanmairet der Posten in Sesheke frei wurde, übernahmen sie die Leitung dieser Station.

Das Evangelium scheint in dieser Gegend fast ganz erfolglos verkündigt zu werden; der Glaube und die Geduld des Missionars werden nirgends so sehr als hier auf die Probe gestellt.

Missionar Goy lebte sich rasch in die neuen Verhältnisse ein. So bald es die Umstände gestatteten, errichtete er eine Kapelle, welche unter großer Beteiligung der Eingeborenen eingeweiht wurde. Im Frühjahr 1894 schreibt er: „Der Boden ist hier hart und schwer zu bearbeiten; aber das ist kein Grund, den Mut sinken zu lassen. Wir hoffen auf eine um so reichere Ernte. . . . Ich finde, daß es jetzt in vieler Hinsicht besser geht und wenn Missionar Jeanmairet einmal uns besuchen könnte, würde er seine eigene Station kaum mehr erkennen. Nach außen scheint alles still seinen Gang zu gehen, wie von jeher, aber wir spüren es den Eingeborenen an, daß sie uns mehr mit Achtung begegnen, aufmerksamer auf unsere Worte hören und ein Bedürfnis fühlen, ihr Leben nach unserem Vorbild einzurichten. Ich muß ihnen das Zeugnis geben, daß Bezeichnungen, wie ‚Diebe‘, ‚freches Volk‘ und

dergleichen nur noch auf einzelne passen, die von den übrigen verachtet sind. Jeder andere würde sich durch derartige Titel schwer beleidigt fühlen. Und wie schamlos wurde früher hier gestohlen!

„Der Sonntag wird ziemlich allgemein gefeiert; die Gottesdienste werden selten versäumt.“ Schon früher berichtete er:

„Heute sind wir mit unserer Einrichtung fertig geworden. In diesem Lande ist man doppelt dankbar für eine gut ausgestattete Wohnung. Zur Schule kommen gegenwärtig 15 Schüler; zwölf davon sind regelmäßige Besucher und wohnen in unserem Hause. Unter ihnen haben wir einige aufgeweckte Knaben, die tüchtige Fortschritte machen. Aber diese kleine Schule nimmt fast unsere ganze Zeit in Anspruch; sie hält mich hier fest und beschränkt meine übrige Wirksamkeit. Um ihretwillen mußte ich meine Predigtreisen in die Dörfer der Matotelas vorläufig aufgeben, so schwer mir dies auch wurde. Die Bewohner einiger Nachbardörfer sind uns nun ebenfalls fernergerückt, seitdem sie über den Loandja gezogen sind, um fruchtbarere Felder zu suchen; wenn ich sie jetzt besuchen will, brauche ich so viele Tage dazu, als früher Stunden. Ich hoffe, ihnen wieder etwas mehr Zeit zuwenden zu können, sobald die in Aussicht gestellten Gehilfen angekommen sind. Im verflossenen Jahre habe ich außerdem alle Dörfer am Ufer des Flusses bis nach Katongo einmal besucht. Ueberall wurde ich freundlich aufgenommen.... Um diesen Teil des Barotsilandes genügend besetzen zu können, sollten wir mindestens acht bis zehn Missionare haben. Ich darf sagen, daß ich im Verein mit meiner lieben Frau in den fünf Jahren unseres Hierseins keinen Augenblick weiß, da wir nicht tüchtig bei der Arbeit waren. Trotzdem haben wir nur das Allernotwendigste gethan. Doch wir sind glücklich, gerade diesen Posten verwalten zu dürfen.“

In diese Periode fällt auch die Ankunft Missionar A. Jallas, welcher Sesheke kurz nacheinander zweimal berührte, erst allein, dann als er seine junge Frau (eine geborene Pons aus den Waldenserthälern) abholte und durch seine Anwesenheit die Herzen der Freunde sehr erfreute. Ein Ereignis betrübender Art war der Durchzug des schwerkranken Missionars Vollet. Derselbe wurde auf der Reise nach seinem Bestimmungsort Sefula von heftigen Fieberanfällen niedergeworfen, die durch keine Mittel zurückzutreiben waren und mußte plötzlich, noch ehe er sein Ziel erreicht hatte, nach dem Lessuto zurückkehren, wo er jetzt noch wirkt.



Frau A. Jalla.

Finsternis und Licht.

Wir wandern noch einmal stromaufwärts zu dem gastlichen Hügel, wo neben der allezeit rührigen Thätigkeit nun auch eine immer geregeltere Arbeitseinteilung herrschte. Freilich dem wackeren Streiter des Herrn blieben auch ferner weder Kämpfe noch Schwierigkeiten und Enttäuschungen erspart. Wiederholt hatten wir Gelegenheit, von dem vielen Schweren, das die junge Mission traf, zu vernehmen; bei alledem offenbarte sich aber die Liebe und Treue Gottes, wie sie umgestaltend auf die Herzen wirkt.

Was uns Missionar Coillard bisher über die Greuel des Heidentums mitteilte, hat unser Herz wohl schon tief bewegt; nun aber scheint er in demselben neue Abgründe zu entdecken: „Die geistige Atmosphäre um uns her ist durch und durch vergiftet und schon manchmal sind wir schaudernd zurückgebebt vor dem Pesthauch, der uns bei der Berührung mit heidnischen Gebräuchen entgegenkam; aber wir wußten eigentlich nicht, daß wir in einem wahren Sodom leben. Der Begriff von Sünde existiert bei den

Barotsis noch nicht; das Gewissen schlummert vielfach noch im Todesschlaf. Ihr müßt lernen unsere Sprache zu verstehen. Wenn wir z. B. mit verblümten Worten von ‚Verderbnis‘ reden, so meinen wir damit wahre Höllenschlünde von Greueln und abscheulichen Sünden, die wir euch nicht offen nennen dürfen. Es sind schreckliche Dinge, über denen wir ganze Nächte hindurch weinen und seufzen, ja die uns selbst im Schlafe beunruhigen und unheimliche Träume erzeugen.“ Die Missionsleute hatten mehrere junge Mädchen in ihr Haus aufgenommen, um sie zu erziehen. Schon über drei Jahre lang durften diese viel Liebe und Güte erfahren; sie genossen den sorgfältigsten Unterricht und erweckten durch ihr Betragen gute Hoffnungen. Aber es kam ein Tag, der ganz traurige Entdeckungen brachte: „Sie stiegen nachts über den Zaun, der den Hof umschloß und liefen nach dem Dorfe, um sich dort nach heidnischer Weise der schändlichsten Unzucht hinzugeben. Selbst bei Tag war es ihnen gelungen, die Wachsamkeit ihrer Beschützer zu hintergehen und im Busch mit Heiden zusammenzutreffen. Wenn diese der Sünde nicht widerstehen konnten, welch entsetzliche Laster müssen diejenigen gefangen halten, welche dem Lichte ferne stehen! Es ist nicht auszusprechen, durch welche Qualen und Seelenschmerzen meine arme Frau und ich hindurchgingen, seitdem wir nach unserer Rückkehr von Sesheke diese Entdeckungen machten! O, unsere armen, armen Kinder! Das also ist das Resultat unserer jahrelangen Arbeit? . . . Doch nein, es kann nicht alles unrettbar verloren sein! Wir glauben fest, daß die Thränen unserer armen Nyama doch ein Tröpflein Aufrichtigkeit enthielten, als sie von uns schied. Sie mußte ja unser Haus verlassen als ein von der Gnade gewichenes Kind; aber wir hoffen zuversichtlich, daß der ausgestreute Same bei ihr dereinst Wurzel fassen und Frucht bringen werde, so daß sie noch eine lebendige

Christin und tüchtige Hausfrau werden kann. Ein anderes der Mädchen, Namusi, hat uns durch ihre Hartherzigkeit, Frechheit und Falschheit fast noch mehr als durch ihren Fall betrübt. . . . Als der König bei seiner Rückkehr nach Lealuyi von der Sache erfuhr, wollte er ein Exempel statuieren. Er warf Namusi ins Gefängnis, nahm ihr zugleich ihre europäischen Kleider, auf welche sie sehr stolz war und verschenkte sie an die ersten besten. Wir waren nicht wenig überrascht, bei unserem letzten Besuche in der Hauptstadt junge Männer zu sehen, welche mit den Jacken des unglücklichen Mädchens und „Sestibas", die aus seinen Röcken zusammengesetzt waren, herumstolzierten. Ich hätte am liebsten auch noch das letzte unserer Mädchen hinweggeschickt; allein die Liebe und Erbarmung meiner Frau war diesmal größer und höher als die meinige und mehr im Einklang mit derjenigen unseres mitleidigen Sünderheilandes. Sie erbat sich von Lewanika drei neue Mädchen — und da fangen wir eben wieder von vorne an. Vielleicht gewährt uns der barmherzige Gott diesmal besseren Erfolg und mehr Freude!"

Frau Coillard fügt hinzu: „Gerade mitten in dieser Trübsal, ja während der Sturm über uns hintobte, kam unsere liebe Mithelferin, Fräulein Kiener, an — ich muß sagen, zu unserem großen Leidwesen; denn wir selbst hatten, solange wir im Dienste der Mission gestanden, noch keine solche betrübende Erfahrungen gemacht und wie entmutigend konnten diese Dinge auf die Neuangekommene wirken!"

Doch ihr treuer Gott bereitete ihnen nach diesen Leidenstagen auch wieder Erquickungsstunden. Missionar L. Jalla und seine Frau, die beide der Erholung sehr bedurften, kamen bald nachher in Sefula an, um im Kreise der Geschwister ein wenig auszuruhen und neue Kräfte zu holen. Ihre Gegenwart, ihre Liebe und ihr Glaube

waren für die Tiefbekümmerten von großem Segen. Die Gäste hatten reiche Gelegenheit, mit dem Missionswerke hier, mit dem Könige Lewanika, besonders auch mit der Schule besser bekannt zu werden. Diese bot damals einen merkwürdigen Anblick dar: Kinder von sieben und junge Männer von 22 Jahren (wovon schon einige verheiratet waren) saßen hier beisammen, meist von Fräulein Kiener unterrichtet, welche diese Arbeit größtenteils übernommen hatte. „Ich war ganz überrascht,“ schreibt der eben angekommene Gast, „als ich die Schule zum erstenmal betrat. Die Lehrerin hat hier die Herrschaft wirklich in Händen, obwohl ihre Schüler teilweise stämmige Jünglinge sind. Als einige derselben anfingen, miteinander zu streiten, gab sie mit leiser aber fester Stimme eine kurze Ermahnung und die Lärmenden begaben sich sofort zur Ruhe.“

Einige Tage, ehe die Ferien begannen, wurde das Herz der Lehrer durch einen Schüler hocherfreut. Es war ein Kind aus der Dienerschaft eines der jungen Prinzen. Dasselbe kam freudestrahlend auf den Missionar zu und rief: „O Moruti, ich komme mit einer großen Nachricht, ich habe Jesum gefunden!“ Schon seit einem Jahre konnte man die Arbeit des Geistes Gottes an seinem Herzen bemerken.

Kurz danach siedelte Missionar Coillard mit seiner Frau und Fräulein Kiener für einige Tage nach der Hauptstadt über. Wir wissen, in welchem Grade die eifrige Missionsfrau es verstand, ihre Zeit auszukaufen. „Sie war zu schwach, selbst in die Wohnungen zu gehen; so kamen denn die Leute, besonders die Weiber der Häuptlinge, zu ihr; bald war ihre Hütte von solchen umlagert, die irgend ein Anliegen vorzubringen hatten oder sie auch nur begrüßen wollten. Unermüdlich und willig widmete sie sich denselben. Die ersten Tage wurden dazu verwendet, Kleider zuzuschneiden und zu nähen, wobei sie sich

in ihrer einfachen und anregenden Weise mit den Frauen über göttliche Dinge unterhielt. . . . Ich hatte in dem Teil des Hausgangs, in welchem ich schlief, einen kleinen Verschlag gemacht und den Platz mit Matten belegt. Dahin flüchtete sie sich wohl zwanzigmal des Tages, um im Gebet neue Kraft zu sammeln und kehrte dann immer wieder strahlend vor Freude an ihren Platz in der Mitte dieser schwatzenden und sich gegenseitig neckenden Frauen zurück. Heute noch höre ich ihre sanfte Stimme und die frischen, eindrucksvollen Worte, welche sie an die Gäste richtete, indem sie ihnen das Gleichnis vom verlorenen Sohne auslegte." Am Sonntag fand der denkwürdige Gottesdienst statt, in welchem Litia, der Sohn des Königs, seinen Christenglauben öffentlich vor allem Volk bekannte. Das war für sie der schönste Sabbath, den sie je am Sambesi feiern durfte. Beim Anhören der Rede des Prinzen weinte einer seiner Freunde laut über seine Sünden. „O, dies war für mich ein Anblick, für welchen ich 200 Meilen weit hergereist wäre," sagte sie am Abend, „und doch brauchten wir nur von Sefula herüberzukommen!" Aber in den darauffolgenden Tagen wurde sie zusehends schwächer und leidender. Sie glaubte, ihr Ende sei herangekommen und bat, man möchte sie doch zur Station zurückbringen; ihr Wunsch war, dort zu sterben. Neun Tage der Angst und Sorge gingen so dahin, Tage der Thränen für alle die, welche ihr Krankenlager umgaben, besonders für ihren Gatten, der leiblich und geistlich so eng mit ihr verbunden, ja ganz eins mit ihr war; Tage tiefster Beugung vor Gott, aber auch heiligen Friedens und seliger Freude für die Sterbende selbst. Wir entnehmen aus den Briefen des Missionars noch einige Einzelheiten: „Gleich am Anfang war e i n Tag ganz besonders schwer und voller Beängstigungen. Ihr ganzes Leben ging an ihrem Geistesauge vorüber. Sie weinte, indem

sie ihr banges Herz durch folgende Worte erleichterte: ‚Ich bin elend, o so arm, eine unnütze Magd, die allergeringste der Mägde des Herrn, die unwürdigste! ... O, mehr Eifer! mehr Eifer!‘ In ihren Fieberphantasien schien sie noch einmal durch alle Trübsale und Leiden hindurchzugehen, welche sie hier erduldet und besonders in der letzten Zeit mit uns so schwer empfunden hatte. Mir war das sehr schmerzlich; aber Gott sei Dank! dieser Zustand währte nicht lange. Jesus war da. Mit Seinem Liebeshauche trieb Er alle die finsteren Wolkengebilde hinweg und die sanften Strahlen Seiner Gnadensonne erfüllten ihre Seele mit Ruhe und Heiterkeit. ‚O, wie ist Er so gut! Ja, der Herr ist gut, in dessen Dienst wir stehen!‘ wiederholte sie öfters, und ‚Seine Barmherzigkeit währet bis in Ewigkeit!‘ Sie sprach von den himmlischen Dingen, wie eine, die auf der Schwelle des Perlenthores steht, bereit, hineinzugehen, wie eine, für welche der Glaube sich nach und nach ins selige Schauen verwandelt. Es war die Herrlichkeit Tabors.“

„Wir hatten sie in den Lehnstuhl gebettet, um ihr Lager bequemer herzurichten und abzukühlen. Ich hielt ihre Hand in der meinigen und sie bat mich, die Vorhänge auseinanderzuziehen. Durch das offene Fenster drangen die Lichtstrahlen herein; man hörte das sanfte Rauschen der Bäume und sah durch das Laub hindurch, das der Wind leise bewegte, den blauen Himmel. Ihr klares Auge blickte unverwandt hinaus, als ob es alle Himmelsweiten durchdringen wollte; einen Augenblick blieb sie ganz stille, wie in stummes Anschauen versunken; dann rief sie mit einem Entzücken, das wir nie vergessen werden: ‚O, wie schön! O, wie ist das so schön!‘ Hatte sie einen Blick werfen dürfen in die Herrlichkeit, die ihrer wartete? Erschöpft lehnte sie sich zurück; wir brachten sie mit Mühe zu Bett. ‚Endlich bin ich angekommen!‘ Hörten wir sie

noch leise sagen; es waren ihre letzten Worte. Dann legte sie ihr müdes Haupt auf das Kissen nieder; ich sah, wie sie die Augen schloß und sanft einschlummerte. Noch einmal wagte ich zu hoffen, daß sie uns möchte erhalten bleiben. Ich wich in der Nacht nicht von ihrer Seite und flehte zum Herrn um das teuere Leben. Doch nunmehr fing dieser bewegungslose Schlummer an, mich zu beunruhigen und als gegen Morgen eine Veränderung in ihren Gesichtszügen eintrat, konnte ich mir nicht mehr verhehlen, daß der Herr Seine getreue Magd heimholen wollte. Jetzt trat Fräulein Kiener herein, dann nacheinander Waddell und Andreas. Wir waren ein kleines Häuflein betrübter Seelen, still weinend standen wir um das Sterbebett und schrien im Herzen zu Gott, während wir ihre lieben Züge beobachteten. Der Herr war in unsere Mitte getreten, wir fühlten Seine Nähe. Bald wurde ihr Atem unregelmäßig und ganz langsam schwächer und schwächer; dann ging er stille aus. Ohne Kampf war die teuere Mutter eingeschlafen im Frieden ihres Gottes, der ihr in Seiner großen Barmherzigkeit alle Angst und Schmerzen eines langen Todeskampfes erlassen hatte.

„Wie süß muß doch die Ruhe der Heiligen sein! Wie so wohl wird ihr nun diese Ruhe thun, die ihre ganze Kraft und Energie in Seinem Dienst verzehrt hatte und ihre Liebe zu Jesu durch die That, durch ihren ganzen Wandel bewiesen hatte und nun, müde von ihrer Arbeit, eingeschlafen war! — Der 28. Oktober 1891 war der Tag ihres seligen Heimgangs.

„Diese dunklen Tage hatten aber dennoch auch ihren Sonnenstrahl und in den Wolken, die mir meinen Weg verdüsterten, fand ich den Regenbogen, bei dessen Aufleuchten mein betrübtes, vereinsamtes Herz diesem ‚guten‘ Gott Sein Dankopfer darbringen durfte. Mitten in meinen Thränen fand ich doch viel Veranlassung, Gott zu loben.

Ich muß viel reisen und bin oft lange abwesend. Aber gerade jetzt durfte ich zu Hause sein. Es war für sie eine so große Freude, mich um sich zu haben! Ach, wenn ich daran denke, daß ich in diesen Tagen, in denen sie so pflegebedürftig war, auf der Fahrt hätte sein können, Fräulein Kiener vielleicht noch gar nicht hier — da strömt mein Herz über von Preis und Dank gegen meinen treuen Gott, der unsere Pfade mit Güte umgiebt! Die liebe Heimgegangene nannte Fräulein Kiener so gerne ‚die Gottgeschenkte‘ (Dieu-donnée). Sie liebte sie mit mütterlicher Zärtlichkeit. Die teure Schwester hat ihr, seit sie hier ist, Tag für Tag viel Liebe erwiesen, viele Schmerzen gemildert. Sie hat uns in dieser Zeit des Kummers oft erfreut und ist für meine Frau ein wahrer Segen gewesen. Und dann hatten wir ja auch unseren treuen Bruder Waddell, der ebenfalls in solch liebevoller und aufopfernder Weise um sie bemüht war!

„Ihre sterbliche Hülle ruht im Schatten eines mächtigen Baumes nebenan im Walde, in dessen stiller Umgebung wir zu ihren Lebzeiten manchmal miteinander Ruhe gesucht. Ich hatte dort ein trauliches Plätzchen geschaffen und durch das dichte Gebüsch einen hübschen Fußpfad dahin hauen lassen. Da saß sie gerne, solange sie noch hinkommen konnte, las, betete, versenkte sich in tiefes Nachdenken oder tauschte ihre Gedanken mit mir aus. ‚Ach, welch ein köstliches Plätzchen! Welch köstliche Sabbathstille!‘ sagte sie einmal, ‚Laß mich hier ruhen, wenn ich gestorben bin; nicht wahr, Lieber, du bettest mich hier ein?‘ Und sie hat wirklich dort ihr Ruheplätzlein gefunden.

„. . . Es war mir sehr bange auf den Begräbnistag; aber mein Gott hat mich gestützt. Bruder Waddell, Andreas und Fräulein Kiener halfen mir, jedes in seiner Art, die Trauerfeier vorzubereiten. Ich konnte lesen, beten, reden, ja singen an diesem Grabe, in welches wir nun das

Allerköstlichste, was ich auf der Erde besaß, hineinlegten und das meine liebsten Pläne verschlang. Ohne Thränen, ja durch eine hohe innere Freude reichlich getröstet, durfte ich das Hoffnungs- und Triumphlied anstimmen: ‚Jesus ist auferstanden von den Toten.‘ So stärkt Gott die Seinen! Meine Rede wurde von den Eingeborenen mit dumpfer Aufmerksamkeit angehört. Die ganze Feier mag diesen armen Heiden, die keine Hoffnung haben, als etwas Seltsames erschienen sein. Mit Staunen sahen sie uns in unseren Festkleidern dem Grabe zuschreiten, die Hauskinder weiß angezogen, mit Blumen in den Händen, den Sarg mit weißem Stoff behangen und durch die liebevolle Hand von Fräulein Kiener mit einem Kreuz und Kränzen geschmückt; niemand schrie oder heulte, keines verriet Furcht vor dem Geiste der Dahingeschiedenen — nein, wir sangen. Ach, möchten doch die Armen sich des Unterschiedes zwischen Christentum und Heidentum heute recht bewußt werden!“

Mit dem Tode seiner treuen Lebensgefährtin begann für den nun auch in dieser Trübsal bewährten Knecht Gottes ein neuer Lebensabschnitt; es war ihm zu Mute wie einem, der die Kluft, an welcher sein bisheriger Weg endete, übersprungen hat und nun neue Bahnen vor sich sieht. In einem seiner neueren Briefe lesen wir: „Sie hat gelebt, gearbeitet und gelitten, wie es wenigen Missionsfrauen hienieden beschieden war. Der Herr hat sie genommen, und Er hat es mit zarter Liebe gethan. Während mehr als 30 Jahren des innigsten Verbundenseins war sie — nach meinem Gott und Heiland — alles für mich. Alle Pläne entwarfen wir gemeinsam und sie war einer der Hauptfaktoren bei der Ausführung. Indem sie Gutes und Böses mit mir teilte, hat sie meine Freuden verschönert, meine Traurigkeit gemildert, einen großen Teil der Arbeit und Mühe getragen, in guten Gerüchten und bösen Gerüchten demütig, stille, aber mutig den Weg weiter

verfolgt und in hingebender, selbstvergessender Liebe wohlgethan, wo sie hinkam. . . . Sie hat ihr Werk vollendet — ich stehe noch mitten in der Arbeit und ich will mich in meinem Gott stärken, mich an Ihm aufrichten zu neuem Tagewerk. Ich will leben für meinen Herrn und diese Mission, die Er uns zu gründen befahl und ich will dieser Mission, die ja Sein Werk ist, durch Seine Gnade mehr als je alle Liebe, Hingebung, Lebenskraft und Treue weihen, die ich von Ihm empfange. Er ist gut und treu und wird Seine Knechte noch Seine Herrlichkeit sehen lassen!"

Dieser Glaube ist nicht zu Schanden geworden. Ehe Gott Seine Herrlichkeit vor aller Augen offenbarte, gestattete Er Seinem Knechte dann und wann einen Einblick in Sein geheimes Walten und Thun; er durfte die Wahrnehmung machen, daß der Geist des Herrn im stillen arbeitete. Wenige Tage nach dem Heimgang seiner Gattin kam Nyondo, ein Jüngling aus der nächsten Umgebung des Königs, zu Missionar Coillard, um ihm sein Herz auszuschütten. „Nyondo ist in jeder Hinsicht unser bester Schüler. Zu Hause und hier in der Schule beträgt er sich zu unserer größten Freude still, sittsam und friedfertig. Er ist ernst, gehorsam und vor allem wahrhaftig (eine der seltensten Tugenden in einem Lande, wo der Vater der Lügen herrscht) und hat große Ehrfurcht vor dem Worte Gottes. Durch den Tod meiner lieben Frau und die Begräbnisfeier wurde er tief erschüttert. Während ich redete, sah man, wie er sein Angesicht mit den Händen bedeckte, um die Thränen zu verbergen. Von da an war es ihm unmöglich, der Unruhe seines Gewissens und der Angst seines Herzens Herr zu werden, so mächtig hatte ihn Gott angefaßt. Mitten in der Nacht, ja oft mehrmals des Nachts kam er zu Andreas, um bei ihm Trost und Hilfe in seiner Not zu suchen und er ging nicht eher fort, bis er mit ihm gebetet hatte. ‚Ich schlafe nicht,‘ sagte er

zu mir, ‚ich wache und weine die ganze Nacht; mein Herz ist krank. Was soll ich thun? Ich habe es meinen Freunden gesagt, daß mein Herz krank ist; aber sie wissen kein gutes Wort. Ach, was soll ich thun?‘ Ich durfte ihm den Weg zeigen und mit ihm beten. Lobe den Herrn, meine Seele!“

In der Hauptstadt.

Um diese Zeit drängte sich dem wackeren Pionier ein Gedanke, der ihn früher schon manchmal bewegt hatte, immer klarer und bestimmter in den Vordergrund: Wir müssen die Hauptstadt, die bis dahin nur vorübergehend besucht wurde, dauernd besetzen. Kaum war er in dieser Angelegenheit des Willens Gottes gewiß, so that er auch schon die ersten vorbereitenden Schritte zur Ausführung. Er stieß aber dabei auf energischen Widerstand. Durch irgend eine feindselig gesinnte Persönlichkeit (unser Freund nennt ihn bezeichnend „Alexander der Schmied"), wurde ein böser Geist unter den Barotsis geweckt und genährt, der ihm viel zu schaffen machte. Der Feind sah, daß es jetzt seinen Thron, den er hier aufgerichtet hatte, galt und traf Schutzmaßregeln nach seiner Art; aber Missionar Coillard hatte die Gewißheit des göttlichen Auftrags und ging unerschrocken und schnell vor. Er ruhte nicht, bis die Sache einem „Pitzo" (große Ratsversammlung) vorgelegt wurde, wo durch Gottes Fügung gleich von vornherein alle Redner für dieselbe eintraten, so daß die Gegner nicht wagten, zu widersprechen. So wurde denn auch hier die Thüre für das Missionswerk geöffnet.

Während einem seiner vorläufigen Besuche in Lealuyi war der Missionar Augenzeuge einer höchst traurigen Scene.

Die Balubales hatten durch fortgesetzte Einfälle die Grenzen des Landes beunruhigt; Lewanika zog mit einem starken Heer gegen sie und besiegte sie. Mit einer Menge Gefangener und viel Kriegsbeute kehrte er nach der Hauptstadt zurück, in deren Nachbarschaft seine Truppen ihr Lager aufschlugen. Am Sonntag begab sich Missionar Coillard dahin, um die Zeit zwischen Morgen- und Nachmittagsgottesdienst diesen Kriegern zu widmen. „Ich stimmte ein Lied an, kräftige Stimmen fielen ein und bald schallte unser Gesang über das weite Lager hin. Von allen Seiten desselben eilten die Männer herzu und so hatte ich die Freude, einem zahlreichen Zuhörerkreise das Evangelium verkündigen zu dürfen. Ich war noch nicht zu Ende, da drängten neue Scharen heran, die Volksmenge verdoppelte sich; ich begann ein zweites Lied zu singen und hielt auch eine zweite Rede. Zum Schluß knieten wir alle nieder und die Hunderte von Männern beteten mit mir das Vaterunser. Ich merkte, daß die Kriegsgefangenen, lauter Frauen und Kinder der Balubales, sich ganz in meiner Nähe niedergesetzt hatten; sie mögen wohl noch nie ein weißes Gesicht gesehen haben. Durch einen Dolmetscher redete ich auch zu diesen armen Geschöpfen und sie dankten mir durch Händeklatschen. Beim Abschied durfte ich spüren, daß das Wort einigen Eindruck auf meine kriegerischen Zuhörer gemacht hatte.“

„An den vier folgenden Tagen war Lewanika vom Morgen bis zum Abend mit der Verteilung der Kriegsbeute beschäftigt. Jene unglücklichen Balubale-Frauen und -Kinder wurden als Sklaven unter die Häuptlinge verteilt. Dies war keine leichte Arbeit für den König. Denkt euch die Tausende von Barotsis auf dem großen Platz versammelt, in weitem Kreise rings um den König und die Häuptlinge des Landes auf dem Boden sitzend. Ihnen gegenüber einige Hundert eng zusammengedrängter

Frauen und Kinder. Man sieht unter ihnen weder Männer noch Jünglinge; die Barotsis nehmen nie einen Mann gefangen, sondern töten ihn und schlitzen ihm den Unterleib auf. Auch die alten Weiber fehlen; was wollte man nur mit ihnen anfangen? Was wir hier vor uns sehen, sind lauter kräftige Frauen, teilweise mit ihren kleinsten Kindern auf dem Rücken, viele Mädchen und eine Menge Kinder jeden Alters und Geschlechts. Gruppenweise werden sie herbeigetrieben und der genauesten Untersuchung unterzogen, während tausend Augen sich mit schamloser Lüsternheit an ihrem Anblick weiden. Die abgemagerten, eingeschüchterten Frauen wagen nicht aufzublicken; sie befinden sich in ekelhaftem, schmutzigem Zustand. Da hat ein Krieger einen kleinen dreijährigen Knaben den Armen seiner jungen Mutter entrissen; schreiend und zappelnd sträubt sich der Kleine; da entschlüpft er ihm unvermerkt und läuft schnurstracks durch den Volkshaufen seiner Mutter nach, die man inzwischen fortgeführt hat. Ein belustigender Anblick für die gaffende Menge, die dem neuen Herrn zuruft: Schlag ihn tot! Aber der weiß seinen Nutzen besser wahrzunehmen und versteht es gut, den kleinen Rebellen zur Vernunft zu bringen. Als endlich der letzte Sklave seinen Herrn gefunden hatte, erschien ein neues Bild in demselben Rahmen: Etwa 250 Krieger, die Helden der Schlachten, rückten wohlgeordnet in den Kreis ein, um vor den Augen des Königs und seiner Häuptlinge den Siegestanz aufzuführen. Sie hatten sich sämtlich ausgezeichnet und jeder einen oder mehrere Feinde erlegt und verstümmelt. Die teilweise zerbrochenen Waffen, welche sie tragen, haben sie den erschlagenen Feinden abgenommen."

Ehe Missionar Coillard Sefula verließ, um die neue Station in der Hauptstadt zu gründen, wurde ihm noch die Freude zuteil, hier, wo er in den letzten sechs Jahren gewirkt und geharrt hatte, nochmals alle Mitarbeiter um

sich versammeln zu dürfen, um in einer dritten Konferenz der Sambesimission alle Fragen der Gegenwart zu besprechen. Als neuangekommene Verstärkung durften sie Missionar A. Jalla und dessen Frau begrüßen, welche dazu bestimmt wurden, an Herrn Coillards Stelle zu treten. Dieser fühlte sich von Anfang an zu dem jungen Ehepaar besonders hingezogen und sie schätzten sich glücklich, den alten, treubewährten Gottesknecht noch eine kleine Weile pflegen zu dürfen; so entspann sich bald eine innige Freundschaft zwischen ihnen, die von beiden Seiten aufs wärmste unterhalten wurde.

Am 28. Oktober 1892, dem Todestag seiner lieben Frau, langte er vor der Hauptstadt an. Der einzige Punkt, der einigermaßen Schutz gegen die periodischen Ueberschwemmungen bot, die Lealuyi heimsuchten, war eine Bodenerhebung von mäßigem Umfang ganz nahe bei der Hauptstadt. Hier sollte die Station angelegt werden. „Dieser Platz, anderthalb bis zwei Meter über dem Niveau der Thalebene heißt ‚Loatile', der ‚Berg der Zauberer' und ist der Passionshügel des Heidentums. Hier wurde das Todesurteil an den der Zauberei Beschuldigten vollzogen; hier wurden sie eingescharrt oder der Sonne ausgesetzt. Kein Mensch hat je da gewohnt; niemand geht in der Nähe vorbei. Das Gebüsch, welches den Boden bedeckt, ist der Zufluchtsort der Ratten und Schlangen der ganzen Ebene, besonders in Wassersnot. Genau besehen ist die Erhöhung nichts anderes, als eine Menge aneinander gereihter Termitenbaue (kegelförmige Wohnungen der weißen Ameisen), welche im Lauf der Jahrzehnte durch die Ueberschwemmungen mit Schlamm und Steinen überdeckt und mit Buschwerk überwuchert wurden. Es ist kaum anzunehmen, daß diese hier hausenden Tierchen, deren Freßgier alles überbietet, was ich bisher je gesehen habe, so bald weichen werden und wir müssen

uns zeitig vor ihnen schützen. In der Luft brummen und summen große Fliegen, deren Stich schlimmer ist, als der von Bienen und auf der Erde wimmelt es von Tausendfüßlern und ganzen Heeren von Kriegsameisen. Letztere sind der Schrecken der Menschen und Tiere, über welche von Reisenden die unglaublichsten Dinge erzählt worden sind. Wenn sie mit ihren Zangen die Haut verletzen, verursachen sie rasende Schmerzen. Die größten Tiere, die stärksten und wildesten Bestien, sind diesem kleinen Völkchen gegenüber völlig machtlos. Mit wütendem Gebrüll wälzen sich die Gebissenen auf dem Boden und fliehen in kopfloser Hast. Selbst der Mensch, der König der Schöpfung, steht nicht selten ratlos bei ihrem Anmarsch und muß vor ihnen weichen. Die Nächte sind oft schrecklich. . . .“ Aus späteren Mitteilungen entnehmen wir noch folgendes: „Gegenwärtig wimmelt es hier von Fröschen; es ist, als ob sie einander herbestellt hätten. Sie sind überall, auf dem Zimmerboden, an den Mauern, am Dache; sie fallen einem auf den Kopf, ins Bett, auf den Tisch, in die Teller und Tassen; indem ich dies schreibe, krappeln sie auf meinem Schreibtisch herum und wenn ich sie wegscheuche, sitzen im Nu ein Dutzend andere da, einer mitten auf meinem Tintenfaß. Schon fangen einzelne zu quacken an; sie stimmen ihre Instrumente für den Abend und ich weiß, welch Konzert meiner wartet. Es ist ein fürstliches Vergnügen: Lewanika hat Trommeln und ich die Frösche. . . . Von meinem Fenster aus sehe ich das große Dorf, das zur Hauptstadt eines mächtigen, aber wenig bevölkerten Ländergebietes erhoben ist. Sie hat auch gar nichts Anziehendes aufzuweisen, diese Hauptstadt: ein unbeschreibliches Durcheinander von runden Hütten mit spitzigen Dächern, die wie Bienenkörbe aussehen. Es ist Abend und man vernimmt deutlich ein dumpfes Murmeln von drüben, das tönt mir in den Ohren wie das

Stöhnen hinsterbender Menschenseelen. Diese Stadt ist mein Jericho; die finstere Macht, die darin herrscht, mein Goliath. . . . Lewanika ist ein Mann voller Fehler und böser Launen; aber ich habe ihn mit meiner ganzen Liebe umfangen und halte ihn fest trotzdem, und er weiß es. . . . Er hat merkwürdige Anfälle von Tyrannei; er ist trügerisch und willkürlich und oft wie ein von Argwohn und Rachsucht überschäumender Kessel, dem ganz gemeine Selbstsucht das Feuer schürt. Dabei wacht in ihm hin und wieder ein Sinn für Gerechtigkeit auf; dann hat er schöne Gedanken, edle Bestrebungen und auch ritterliche Thaten aufzuweisen und er ist glücklich dabei und überhäuft mich mit Gunstbezeugungen und verspricht vieles. Aber er ist von solch trostloser Charakterschwäche, daß sein Wille vielleicht schon im nächsten Augenblick wieder gelähmt ist und er zum Spielzeug in der Hand des nächsten besten wird. Dann läßt er sich zu den bedauerlichsten öffentlichen Handlungen verleiten; er gestattet, daß in seinem Namen die unheilvollsten Bestimmungen getroffen, die schreiendsten Ungerechtigkeiten an seinen Unterthanen begangen werden, die selbst den Sambesier empören. Er läßt sich in Angelegenheiten hineinverwickeln, die ihn nichts angehen und verlangt von den Missionaren Dinge, mit denen sie sich nicht befassen können, ja, die ihrem Amt und allen christlichen Grundsätzen zuwiderlaufen. Da ist es dann an mir, meine Pflicht zu thun und Treue zu üben. Ich wundere mich dann durchaus nicht, wenn ich meistens ein Micha für diesen Despoten bin, dem die einen schmeicheln, die anderen knechtische Anbetung darbringen. Meine Beziehungen zu ihm werden daher solange der Barometer für die Gesinnung seiner persönlichen Diener sein, bis sich Gott seiner erbarmt.“

Diese Treue des unerschrockenen Mannes hatte mitunter schwer zu ertragende Folgen. So kam es einmal

vor, daß Lewanika ihn besuchte und beim Abschied wie immer „seinen Vater" nannte. Kaum zu Hause angekommen, verbot er allen Einwohnern der Stadt und Umgegend jeglichen Verkehr mit den Weißen und machte ihnen dadurch das Weiterbauen zur Unmöglichkeit, ja, gab sie dem Hungertode preis. Es war damals eine harte Glaubensprobe. „Lewanika ist nicht der einzige, der ‚beißt'; er läßt manchmal alle seine Hunde los und hetzt sie uns an die Beine. Und einmal auf uns losgelassen, beißen sie erbarmungslos. Der Feind muß uns vernichten oder es ist um seine Herrschaft geschehen. Der Kampf drängt immer heftiger auf die Entscheidung hin und es geht auf Leben und Tod. Wir machen uns für unsere Person auf alles gefaßt; aber des Herrn Sache muß endlich auch hier siegen, ob wir's erleben dürfen, oder nicht!"

Doch wie Er immer noch gethan, so gab Gott auch für diese Prüfungen einen Ausgang; wahrhaft königlich führte Er sie heraus: „Wir hatten uns schon von dem letzten Mehlrest unsere Speisen bereitet und thatsächlich nichts Eßbares mehr im Haus. Es kam aus tiefstem Herzen, als wir bei der Morgenandacht beteten: ‚Unser täglich Brot gieb uns heute.' Den ganzen Tag stand ich auf der Hut, um zu sehen, von welcher Seite die göttliche Antwort kommen würde. Aber es kam nichts. Als es Abend wurde, waren wir sehr erstaunt, daß uns unser guter Herr nicht erhört hatte. Das waren wir nicht von Ihm gewöhnt. Wir sagten es Ihm auch beim Abendgebet. O, wir Kleingläubige! Indem wir meinten, Er habe uns gar im Stiche gelassen, stand schon der Eilbote vor der Thüre und begehrte Einlaß. Er brachte mir ‚im Namen des Königs, der dein Freund und Bruder ist', zwei gebratene Gänse und einen ganzen Korb voll getrocknetes Nilpferdfleisch. Während wir die Treue Gottes priesen, gedachte ich der Raben Eliä. O, Er vergißt der Seinen

nicht, der Herr gedenkt Seiner Kinder. Er hat Wege gefunden, das Herz des finsteren Monarchen zu rühren. Gleich am anderen Tag kamen die Leute wieder, boten uns Lebensmittel zum Kauf an und brachten das zum Bauen nötige Material herbei.“

In demselben Jahre kamen auch die beiden Evangelisten Paulus und Jakobus hier an. Sie erwiesen sich als wackere Gehilfen, die dem Herrn von ganzem Herzen dienten, jeder nach seiner Gabe. Beide unterzogen sich fröhlich den Entbehrungen und Arbeiten, welche die Gründung dieser Station in so reichlichem Maße mit sich brachte. Wie wohl that dem vereinsamten Missionar der Besuch der Geschwister von Sefula während dieser Zeit! Bald war es auch Freund Waddell möglich geworden, sich wieder mit Herrn Coillard zu vereinigen. „Er erstaunte nicht wenig, als er unsere Hütten sah, weil er glaubte, wir wohnen noch in Zelten. Der treue Mann erträgt ohne Klage die Unannehmlichkeiten eines vielbewegten Wanderlebens. Und mit welcher Kraft und Umsicht er arbeitet! Er ist ein schlichter, einfältiger Christ und steht in seinem Glauben fest wie ein Fels. Gegen jedermann, besonders aber gegen den König, beweist er eine Treue, die ganz wunderbar ist. Ohne ihn hätte ich es nie gewagt, diese neue Station zu gründen. Die Handwerker sind oft für die Missionare, welche sie haben müssen, ein schweres Kreuz; aber unser Freund ist einer jener seltenen Arbeiter, die Gott durch ihrer Hände Werk verherrlichen, weil sie alles Ihm thun. . . . Diese Posten erscheinen vor der Menschen Augen untergeordnet und bescheiden; aber um sie recht ausfüllen zu können, erfordert es ein besonderes Maß von Gnade.“

Sobald die Wohnhütten erstellt waren, ging der Missionar sofort an den Kirchenbau. Ein großer Teil des Bauholzes war inzwischen auf dem Sägwerk in Sefula

zugerichtet worden; die Herbeischaffung desselben war keine leichte Arbeit. Es soll eine sehr geräumige Kirche geben und es darf an nichts gespart werden, um sie so fest und dauerhaft als möglich zu machen. Alles zum Bau verwendete Holz ist derartig präpariert, daß es weder von Termiten noch von Holzwürmern angefressen und zerstört werden kann. Sand und sonstige Dinge liefert uns die weite Thalebene. „Jeden Morgen, bald nach Tagesanbruch, werfen sich ganze Scharen von Weibern, Knaben und Mädchen, gleich Enten ins Wasser, um schwimmend und watend zu uns zu kommen. Die Ueberschwemmungen haben begonnen; das Thal gleicht einem großen See und unser „Berg“ ist zur Insel geworden. Die Leute führen Hacken und Traggeräte mit sich und bieten sich zur Arbeit an; wir können aber nur 40—50 derselben beschäftigen und müssen die anderen wegschicken. Sie entfernen sich murrend und unzufrieden, um am anderen Morgen wiederzukommen. Der Lohn der Arbeiter besteht in Kaliko oder Glasgeschirren. Wir benützen diese Gelegenheit, um mit ihnen vor Beginn und während der Arbeit kurze Andachten zu halten, bei denen sie gerne zuhören.“

Am 11. März 1894 wurde die Kirche, in der sich eine große Volksmenge aus Lealuyi und der ganzen Umgegend zusammengefunden hatte, feierlich eingeweiht. Es wurden mehrere Gottesdienste gehalten und ernste, eindringliche Worte an die Eingeborenen gerichtet. „Am Abend (als die Heiden sich alle entfernt hatten) versammelten wir uns nochmals in der leeren Kirche, um Sein Abendmahl mit Ihm zu halten und Seinen Tod zu verkündigen. Heilige Ruhe und Sabbathstille herrschte jetzt in diesem Raume und kein Laut drang von draußen zu uns herein. Jesus war in die Mitte Seiner kleinen Schar getreten und redete zu unseren Seelen. Wir fühlten nach diesem schönen Festtage, daß Er uns, wie einst Seine Jünger, besonders und

allein zu sich genommen hatte, um uns in der Innigkeit Seiner Gemeinschaft zu stärken. Es war eine gesegnete Abendstunde.

„Tags darauf war die Schulprüfung, wozu sich viele Eingeborene und auch der König mit seinen Häuptlingen eingefunden hatten. Unser Lehrer Jakobus war krank, dafür kam seine wackere Frau Norea, um ihn zu vertreten. Der Tag verlief in anregender und lieblicher Weise. Den Schluß bildete ein Festmahl zur Bewirtung des Königs und seines Gefolges. Ich hielt eine kurze Ansprache und Lewanika nebst einigen Häuptlingen erwiderten dieselbe. Sobald sich der König entfernte, sandte er einen seiner Krieger mit einer Botschaft an die Volksmenge. Der Oberkörper des Mannes war ganz nackt und bemalt. Als Bote des Königs wurde er ehrerbietig mit Händeklatschen empfangen. Nachdem man einen Kreis um ihn geschlossen, kniete er nieder, reckte die Arme empor und rief mit mächtiger Stimme: ‚Barotsis höret! Der König sagt, für ihn und für die Barutis sei die Schule eine ernste Sache. Ich sage, alle ihr seine Kinder und Sklaven, hört! Jeder, der eigensinnig aus der Schule läuft oder gar nicht einmal hingeht, wird gehörig mit der ‚Serotsi'*) zusammengedrückt, und jeder Schüler, der nichts lernt, kommt auch unter die ‚Serotsi'. Vergesset es nicht, Barotsis!' Lautes Händeklatschen folgte dieser Rede, dann zerstreute sich die Menge."

Gleichzeitig mit dem Bau der Kapelle wurde auch die Anlegung einer Straße nach der Hauptstadt sehr rege betrieben. Dieselbe wird in Form eines Dammes von Pfählen, Flechtwerk, Steinen und Erde hergestellt, damit die Verbindung zwischen hier und dort auch während der Ueberschwemmungen offen bleibt. In einem Briefe sagt

*) Eine Strafe, die den Tod nicht nach sich zieht.

Missionar Coillard darüber: „Es ist doch merkwürdig! Wenn sie etwas verkaufen oder verdienen möchten, oder wenn sie Neugier und Langeweile dazu treibt, können sich Männer, Frauen und Kinder, selbst im Winter, ins Wasser stürzen und knietief im Morast waten, um zu uns herüberzugelangen; aber am Sonntag ist das Wetter kalt, sie haben keine Kähne und können sich doch heute, am Tage Gottes, nicht so tropfnaß und schmutzig machen; wie sollen sie dann zur Predigt herüberkommen? Gerade um ihnen diesen bequemen Vorwand zu benehmen, habe ich den Straßenbau unternommen. Aber als Lewanika von mir erfuhr, was diese Erdmauer zu bedeuten habe, erwachte der Neid in ihm, daß der Weiße und nicht er selbst auf diesen guten Einfall gekommen sei. Ich mußte ihm die Hälfte des Werkes überlassen; er baut nun seine Strecke vom „Lekhothla“ aus bis zum Kanal, wo beide Hälften zusammenstoßen und hier soll dann — eine Brücke seine und meine Straße verbinden. Wunder über Wunder!“ Dieser Kanal, von dem früher schon die Rede war, hat sich als Verbindungsweg zwischen unserer Hauptstation Sefula und der Residenz des Königs als sehr zweckmäßig erwiesen. Er kann mit Kähnen und kleinen Flößen befahren werden. Der König und Mokwahe haben den Wert einer solchen Kanalanlage bald erkannt und schaffen jetzt überall solche Wasserstraßen. Dadurch ist nicht nur der Verkehr ungemein erleichtert, sondern die Sümpfe verschwinden nun auch ziemlich rasch aus der Gegend und dieselbe wird nach und nach gesünder und fieberfreier.

Aber derartige große Unternehmungen wurden zu Ende geführt, ohne das viel wichtigere Evangelisationswerk aufzuhalten oder zu stören. Im Gegenteil, unsere Freunde kamen dadurch in sehr nahe Fühlung mit den Eingeborenen, ihren Häuptlingen und Herrschern, ja sie drangen in das Volk ein als ein Sauerteig und durch

ihren Wandel, ihr Arbeiten und Reden breiteten sich christliche Ideen und Grundsätze aus, die mithalfen, dem Evangelium Bahn zu brechen. Missionar Coillard durfte mit seinen Augen sehen und mit den Ohren hören, daß die Ernte nahe war. Lebensernst und Verständnis für göttliche Dinge begegneten ihm immer häufiger bei den Bewohnern von Lealuyi. Bei seinen Hausbesuchen konnte er sich selbst davon überzeugen, daß man seinen Predigten und Ermahnungen mit Verlangen zuhörte, unter sich gemeinsam besprach und sie ins Herz faßte. In mancher Hütte hätte er laut aufjauchzen und dem einen oder anderen Bewohner zurufen mögen: „Siehe, du bist nicht ferne vom Reiche Gottes!“

Die Ernte beginnt.

Im Juli 1894 wurde in Kazungula die vierte Konferenz der Sambesimission abgehalten. Auch auf dieser Station hatte sich einstweilen ein Gotteshaus erhoben. Die Wände desselben wurden von Frauen gezimmert, welche in dieser Gegend ausschließlich diese Arbeit verrichten. Die Sitze für die Zuhörer müssen zum Schutz gegen die Insekten steinern sein; es wurden denn aus 1500 Backsteinen sehr solide „Bänke" hergestellt, auf denen etwa 300 Personen Platz finden.

In der Familie Missionar L. Jallas hatte der Tod mehrfach Einkehr gehalten und erst die beiden Töchterlein, und dann auch ein Söhnlein von zwei und ein halb Jahren hinweggerafft. Nur der kleine Valdo, welcher am 7. August 1891 geboren war, blieb ihnen übrig. Zu diesem gesellte sich später noch ein Brüderlein. Die Kinder sind für die schädlichen Einflüsse des Klimas besonders empfänglich und werden daher mit viel Liebe und Gebet umgeben.

„O, wenn ich nur, ehe ich sterbe, in diesem Lande, wo der Satan als Sieger herrscht, noch die Herrlichkeit Gottes dürfte aufgehen sehen!" So rief vor Jahren der

damals todkranke Gründer dieser Mission aus. Jetzt endlich war die Zeit gekommen, da auch er, gleich dem alten Simeon, seinen Lobgesang sprechen und erzählen konnte, was seine Augen gesehen hatten. Das „Licht zu erleuchten die Heiden“ war durch alle Finsternis hindurchgebrochen und in seinem Scheine sahen die staunenden Arbeiter das Feld „weiß zur Ernte“. Sie beugten ihre Kniee in demütigem Dank vor dem Gott der Kraft und Gnade und freuten sich unaussprechlich.

Die Geschwister in Kazungula bemerkten schon seit einiger Zeit ein Regen und Bewegen in den Gemütern; Fragende und Suchende kamen zu ihnen; das Volk war unzufrieden und wußte nicht, wo es ihm fehlte. Da, bei einem Sonntagsgottesdienst, ließ Gott seinen Geist wehen und entflammte die erste Zeugenzunge. Frau Jalla hatte zehn junge Negermädchen in das Missionshaus aufgenommen, um sie für den Herrn zu erziehen. Das älteste von ihnen, sonst immer still und schüchtern in seinem Wesen, stand an jenem Sonntag nach der Predigt plötzlich auf und bekannte mit großer Freudigkeit, daß es sich Jesu zum Eigentum ergeben habe und forderte alle seine Freundinnen und Bekannten nacheinander mit eindringlichen Worten auf, es auch unverzüglich zu thun. — Der nächste, dem der Herr den Mund zu einem ganz ähnlichen Zeugnis aufthat, war ein achtzehnjähriger Jüngling. — Ihm folgte Mokumba, der junge Häuptling des Dorfes. Er bekannte unter anderem auch: „Wenn der Moruti das Wort Gottes liest oder über dasselbe spricht, so ist es mir immer, als ob er gerade mich damit meinte; alles, was er sagt, paßt auf mich; ich mußte mich schämen und glaubte, alle Leute in der Kirche blickten nur auf mich. . . .“ Die Regenmacher, Medizinmänner und dergleichen „Zauberer“ fanden immer weniger Anklang mit ihren Künsten; dem Volk, das sich sonst vor ihren geheimnisvollen Mitteln gefürchtet hatte,

kamen ihre Gaukeleien und Beschwörungen lächerlich vor und wenn auch einzelne noch Rat und Hilfe bei ihnen suchten, thaten sie es nachts, um nicht gesehen und verspottet zu werden. — Der Altar des „Khothla“ war nach und nach ganz zerfallen und niemand fiel es ein, ihn wieder aufzurichten.

Das waren herrliche Früchte, welche auch den nun immer zahlreicher ankommenden Erntearbeitern zur Stärkung dienen durften. Ja, sie eilten nun herzu, die Schnitter und Schnitterinnen. Zuerst kam Missionar Beguin mit seiner Gattin, begleitet von den Evangelisten John Mohapeloa und Willy Mokalapa aus dem Lessuto. Diese beiden waren ebenfalls verheiratet; auch ein Bassutomädchen, das die zweite Frau des verwitweten Paulus werden sollte, war mit ihnen gezogen. Ein weiteres Glied dieser Truppe war Fräulein Keck, eine Lehrerin aus dem Lessuto, die gemeinsam mit ihrer Schwester in Sefula wirken wollte.

Missionar Beguin durfte sich in seiner Vaterstadt Neuchatel für seine Missionslaufbahn vorbereiten. Seine Gattin war eine Tochter Herrn Porrets aus Lausanne. Wir wollen gleich hinzufügen, daß ihm zwei seiner früheren Studiengenossen, die Missionare Davit und Boiteux (letzterer verheiratet), nach einiger Zeit nachfolgten, die ebenfalls zwei Lessuto-Evangelisten, Dolphy Timothea und John Temetoane nebst ihren Frauen mitbrachten.

Durch die Volksmission in Genf wurde seinerzeit Herr Mercier von dort für den Herrn gewonnen. Er entschloß sich, sein Leben mit seinen Gaben und Kräften Ihm zu weihen und erklärte sich bereit, unter den Barotsis eine Industrieschule nach dem Sinne Missionar Coillards zu gründen. Nach seiner Verheiratung mit einer Diakonissin, reiste er nach dem Sambesi ab.

Wir können uns hier der Bemerkung nicht enthalten, daß es doch für die französischen Gemeinden sehr demütigend

ist, von diesen zwölf Missionsarbeitern, welche im Dienste der Sambesimission auszogen, nur zwei ihre Landsleute nennen zu dürfen: die Missionare Coillard und Collet, von welchen der letztere gesundheitshalber wieder zurücktreten mußte. Und unter den Missionsfrauen stammt nur eine einzige, Frau Jeanmairet, aus Frankreich; auch sie ist in einen anderen Wirkungskreis übergetreten. Herr Coillard bleibt somit der einzige Vertreter für den französischen Protestantismus in diesem Teile des Weinbergs des Herrn, der durch die Pariser Missionsgesellschaft bearbeitet wird.*) Wir wissen recht wohl, daß unsere jungen Missionare meistens in die Kolonien gesandt werden und daß die Mission durchaus keine Nationalitätssache ist; trotzdem sind wir nicht ganz ohne Eifersuchtsgefühle bei dem Gedanken, daß Frankreich weniger protestantische Missionare aufzuweisen hat, als die französische Schweiz und die Waldenserthäler. (Siehe Anmerkung unten!) Hätten wir mehr lebendiges Christentum und wäre unsere Liebe zu Jesu und unseren Mitbrüdern draußen brennender und stärker, so müßten dem Heiland Scharen von Evangelisten zu Gebote stehen. Möge das Morgenrot einer besseren Zeit, das in der geistigen Welt Frankreichs aufdämmert, wirklich auch den Sonnenaufgang bringen, den es verheißt! Möchte doch auch in unserem Vaterland wieder ein Eifer für die Ausbreitung des Reiches Gottes erwachen, ein reges Missionsinteresse, das sich durch

---

*) Seitdem dies geschrieben wurde, haben die protestantischen Gemeinden Frankreichs große Opfer für die Mission gebracht. Es sind z. B. mehr als zwölf Missionsfamilien nach Madagaskar abgegangen, um die von den Jesuiten so hart bedrängte evangelische Mission daselbst zu retten. Man weiß, daß zwei der bedeutendsten der Missionare dort, die Brüder Escande und Minault während einer Predigtreise, unter den Dolchstößen der aufgehetzten Fahavalos gefallen sind. Dennoch bleibt der kleinen französischen Schweiz der Ruhm, neben der Versorgung ihrer eigenen Mission in Transvaal, der Pariser Mission schon unzählige Mitarbeiter zugesandt zu haben. Der Uebersetzer.

fröhliche Dahingabe von Gut und Leben kundgiebt! Ach, daß doch diese einfachen Erzählungen aus der Sambesimission mit dazu beitragen dürften, daß mehr Arbeiter dem Erntefeld draußen zueilten! Denn die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige! —

Noch keine der Sambesikonferenzen konnte unter solch herrlichen Aussichten eröffnet werden, wie diese hier in Kazungula. Die Brüder durften gesegnete Stunden miteinander verleben. Einer derselben berichtet: „Die Erinnerung an die dort verlebten Tage fällt wie ein Sonnenschein auf alle meine bisherigen Kämpfe, Mühsale und Erfahrungen; es ist mir zu Mute, als ob mich Gott, mein Hirte, aus der Wüste heraus auf grüne Auen und zu einer frischen Quelle geführt hätte und ich muß loben und wieder loben und kann kein Ende finden. Bei unseren Gebetsstunden und Evangelisationsversammlungen war die Gegenwart des Herrn fast sichtbar zu erkennen. Während einer solchen Versammlung erhoben sich mehr als zwanzig junge Leute, bekannten ihre Sünden und erklärten, daß sie alle fest entschlossen seien, Christen zu werden. Schon im Frühjahr, da ein paar Jünglinge den Wunsch aussprachen, ein besseres Leben zu führen, hatte sie der Missionar angeleitet, sich zu gemeinsamem Gebet zu vereinigen und war ihnen treulich und mit Freuden beigestanden. Ihre Zahl war bis auf sieben gestiegen, einige Tage nach der Konferenz waren es dreißig. Einer von ihnen reiste bald darauf nach Morija. Missionar L. Jalla erzählt: „Wir haben alle die lieben Seelen, die dem Herrn Jesu dienen möchten, in zwei Abteilungen geteilt: Die Anfänger, welche die Mehrzahl bilden, werden von meiner Frau unterrichtet, die übrigen von mir. Sie kommen zweimal in der Woche regelmäßig, manchmal auch zwischen hinein zu uns. Wir lernen den Katechismus mit ihnen, führen sie in die Heilige Schrift ein und singen und beten zusammen. Am Mittwoch-

abend gehe ich regelmäßig ins Khothla, wo sich alle Bewohner des Dorfes um mich versammeln. Ich singe und bete mit ihnen, erzähle von Jesus, von den Werken Gottes und was Er von uns, Seinen Geschöpfen, fordert. Ich bin eifrig bemüht, ihnen Seine Gesetze und Gebote einzuprägen und zu erläutern und ich darf nicht umsonst arbeiten. Am Donnerstagabend halte ich mit den Arbeitern und Jünglingen eine Bibelstunde. Meine Frau und Fräulein Kiener thun auch das Ihre und gehen wöchentlich zweimal in das Dorf, um mit den Weibern Gottes Wort zu betrachten, zu singen und zu beten. Wir dürfen es empfinden, daß wir nicht allein bei unserer Arbeit sind. Gott selbst wirkt in den Herzen und giebt uns Freudigkeit in Seinem Dienst. In einer Versammlung sah ich neulich 130 Männer vor mir, welche mit großer Aufmerksamkeit meiner Predigt zuhörten. Gleichzeitig war eine Betstunde für Frauen und meine Gattin rühmte nachher die eifrige Beteiligung und den Ernst der Anwesenden.

„Litia erweckt durch seine entschiedene Haltung große Hoffnungen und viel Freude. Der König hat ihn zu seinem Stellvertreter in diesem Teil seines Landes ernannt und ihm Kazungula zum Regierungssitz angewiesen. Als die Häuptlinge zusammenkamen, um ihn zu begrüßen und ihm sein Dorf nach heidnischer Sitte einzuweihen, verweigerte er die Veranstaltung einer solchen Festlichkeit und bat mich, die Einweihung durch ‚ein Gebet zum wahren Gott und einen schönen Gottesdienst‘ zu vollziehen.

„Der Prinz geht sehr energisch vor durch neue Gesetze und eigenes gutes Beispiel. Palmwein und das Bier der Eingeborenen darf in seinem Dorfe nicht mehr getrunken werden; er hat öffentlich vor allen Häuptlingen und dem ganzen Volk erklärt, daß er weder die Ahnen verehre, noch Zauberer zu Rate ziehe, und alle aufgefordert, seinem

Beispiel zu folgen, die Gottesdienste zu besuchen und ihre Kinder zur Schule zu schicken. Und nicht nur das; er hat auch für sich selbst den entscheidenden Schritt gethan und sich wieder von seiner zweiten Frau, die er zur Zeit seines Rückfalles in sein Haus aufnahm, getrennt, wobei er die kurze, bündige Erklärung gab: ‚Ich will wieder zu Gott zurückkehren!‘ Wir erinnern uns noch des Vorfalls aus einer früheren Schilderung.“

Am darauffolgenden Sonntag trat er nach dem Gottesdienst vor und sprach zu dem Missionar: „Auch ich will wieder ein Kind Gottes sein und ich bitte Ihn, Er wolle mir Kraft geben, Ihm von jetzt an treu zu bleiben. Bitte du Ihn auch darum.“ Hierauf wandte er sich zum Volke und fuhr fort: „Ich habe mein zweites Weib fortgeschickt; denket aber ja nicht, daß ich es gethan habe, weil ich sie nicht lieb hatte oder ihrer überdrüssig war! Nein, nein! Ich mußte es thun, weil ich Gott gehorchen und Ihm dienen will; denn es gefällt Ihm nicht, wenn ein Mann zwei oder acht Weiber hat.“ — Der Prinz hatte damit ein gewaltiges Zeugnis abgelegt und eine Saat gesäet, die viele Frucht schaffte. Einige Wochen nachher folgten zwei Häuptlinge seinem Beispiel. Die übrigen fühlten sich je länger, je mehr beunruhigt und sannen auf Auswege. „Es ist ihnen schwer beizukommen,“ schreibt unser Freund, „aber wie wollen sie Gott entfliehen? Lasset uns ernstlich beten, daß sie alle, wenn sie sich einmal bekehren, auch fest stehen und treu bleiben. Gott behüte dieses Land vor solchen Massenbekehrungen, wo die Leute im Feuer einer auflodernden augenblicklichen Begeisterung herzulaufen, oder aus Nachahmung und Politik Christum nur mit dem Munde bekennen. Wehe uns, wenn uns Gott strafen muß und der Teufel Raum gewinnt zu solchen Geschäften!“ Das von Gott angefachte Feuer griff manchmal langsamer, mitunter auch schneller um sich und wurde zuletzt so mächtig,

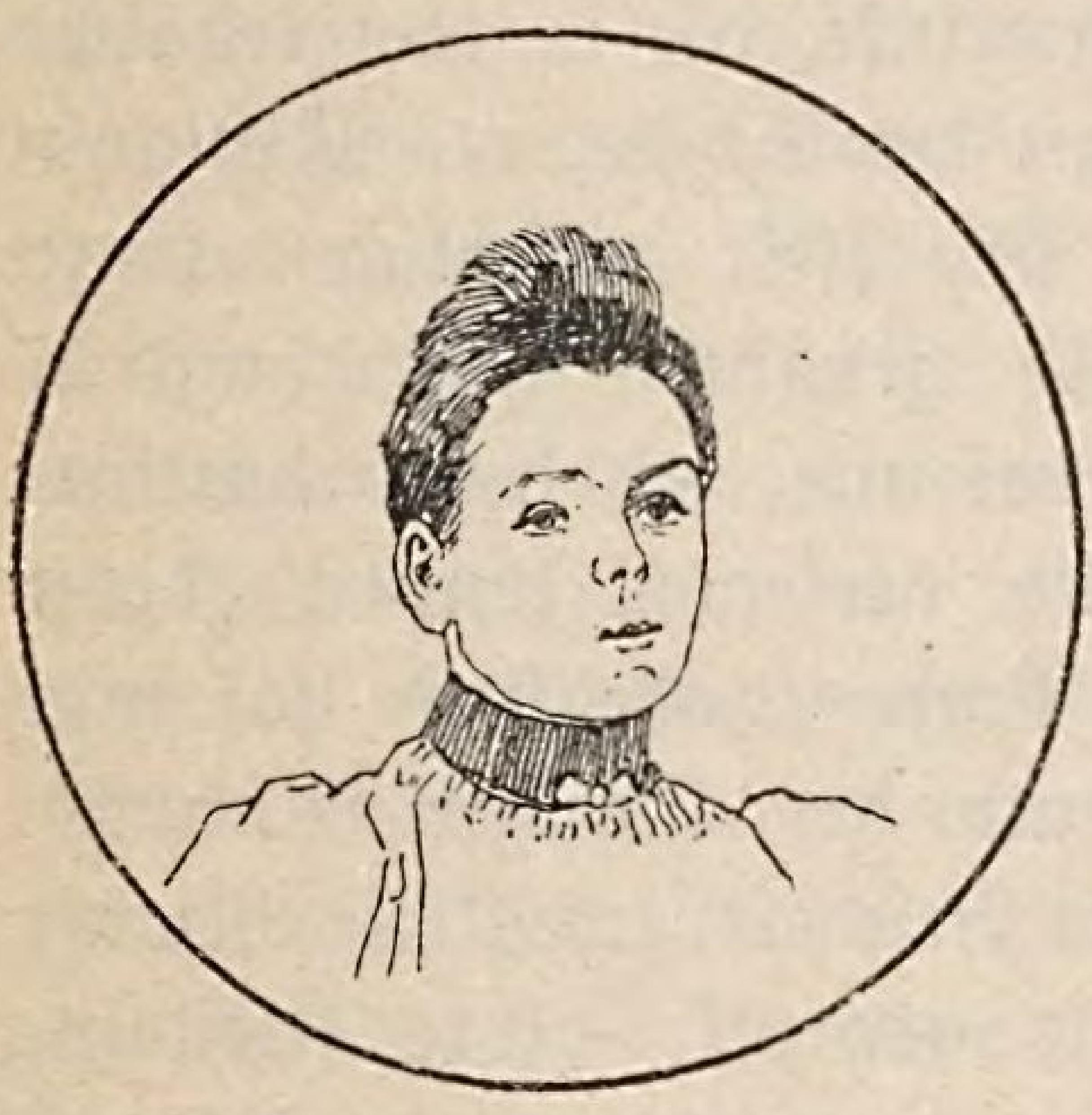
daß es auch die Fernstehenden erwärmte. Viele feindselig Gesinnte erkannten die Wohlthaten, die das Evangelium den Heiden bringt und nahmen es jetzt dankbar an. Missionar Jalla schreibt nach einem Jahre: „Was hat doch Gott dieser Gegend in Litia für einen Herrscher geschenkt! Er sorgt väterlich für alle. Gott gab ihm ein priesterliches Herz für seine Unterthanen. Am Sonntagabend vereinigt der Prinz in seinem Hofe alle Bekehrten aus seinem Dorfe. Sie teilen einander die Erfahrungen der Woche mit und beten zusammen. Er wacht mit scharfem Auge über ihren Wandel, ermuntert aber auch die Schwachen. Gestern abend wurde ein Rat gehalten, wie man Zucht und Ordnung bei dem stetigen Wachstum der Gemeinde aufrecht erhalten könne; denn sie sind ganz eifrig, den anderen ein gutes Beispiel zu geben, um noch mehr von ihnen zu Jesu zu führen. Sie erwählten aus ihrer Mitte vier Männer mit dem Auftrag, sich in die Beaufsichtigung der Neubekehrten zu teilen und täglich die in ihrer Nähe wohnenden zu besuchen, zu ermahnen und sie herbeizuholen, wenn sie nicht in die Versammlungen kommen wollen. Wir haben jetzt ungefähr 120 Bekehrte hier, ohne diejenigen, welche auf andere Stationen übergesiedelt sind. Es sind leider auch einige wieder ins Heidentum zurückgetreten. Das Bedürfnis nach Wahrheit und Licht wird immer stärker; wir haben nun täglich Versammlungen. O, wie köstlich sind dieselben doch! Gott entzündet die Herzen mächtig mit Seiner Liebe; die Männer besonders erfassen ihren Beruf, Zeugen Jesu Christi zu sein, mit stets wachsender Kraft und bekennen ihren Herrn hier und auswärts oft mit viel Mut. Wie gerne höre ich ihnen zu, wenn sie mir von ihren Erfahrungen und den Ermutigungen erzählen, die Gott ihnen gegeben. Sie erinnern mich so lebhaft an die Jünger Jesu, als sie von ihrer ersten Missionsreise durch das Land Kanaan

zurückkamen. Gewiß wird Gott ihre Treue segnen und auch dort, wo man es am wenigsten zu hoffen wagt, Lebenskeime wurzeln und zur Frucht heranreifen lassen!“ —

Wie wir früher erwähnten, wurde die Bevölkerung von Sesheke mit der Zeit dem Evangelium zugänglicher. Wenn die Gottesdienste mitunter schwach besucht werden, kommt es daher, daß dann überhaupt nur wenige Leute da wohnen; denn die Seshekier sind immer noch ein unverbesserliches Wandervolk. Hier sind die Frauen empfänglicher als die Männer; es kommen manche gar begierig herzu und fragen nach dem Weg zum Leben. Missionar Goy darf zu seiner großen Freude wahrnehmen, daß es sich in dem Gewissen der Leute zu regen beginnt und wartet bestimmt auf den Odem Gottes, damit diese dürren Totengebeine lebendig werden. Und Gott erhörte sein Rufen und ließ Seinen Lebenshauch auch über diesem Landesteil wehen. Die Kirche ist jetzt voller aufmerksamer Zuhörer und unter denselben befinden sich 80 Taufbewerber. 50 Kinder, ohne die Erwachsenen, besuchen die Schule. —

Die Ankunft der Geschwister Beguin ermöglichte jetzt die Gründung einer fünften Station in Nalolo, der Hauptstadt der Königin. Wie wir wissen, wollten die Brüder diesen Plan früher ausführen, der Mangel an Arbeitern verhinderte es jedoch immer noch; auch Mokwahe verlangte sehr, einen „Moruti“ in ihrer Stadt zu haben, allerdings mehr aus Gründen des Eigennutzes und der Eifersucht als aus innerem Verlangen. Im Herbst 1894 wurde ihr Wunsch erfüllt. Der Missionar ließ Frau und Kind einstweilen in Sefula wohnen, bis eine Wohnung auf der neuen Station errichtet werden konnte. Er selbst schlug sein Zelt auf dem Platze auf, wo zunächst, ganz gegen den Wunsch der Königin, ein provisorisches Gotteshaus hergestellt wurde. Er mußte von vornherein dieser herrschsüchtigen Frau gegenüber seine Selbständigkeit wahren

und ihr den eigentlichen Zweck seines Hierseins auf diese Weise begreiflich machen. Die Gottesdienste konnten bald regelmäßig abgehalten werden und es fehlte nicht an lernbegierigen Zuhörern. Die Bewegung auf den anderen Stationen hat auch hier einen leisen Wellenschlag hervorgerufen; das Interesse für göttliche Dinge ist erwacht und es ist große Hoffnung vorhanden, daß Nalolo vielleicht schon bald mit ihren älteren Schwesterstationen wetteifern



Frau E. Beguin.



Missionar Beguin.

wird. Nach der Einführung seines jungen Mitarbeiters schreibt Missionar Coillard: „Die Gegend ist nicht besonders schön; die Station hat eine ähnliche Lage, wie die in Kazungula; sie wird auf einer kleinen Anhöhe errichtet werden, die in einer Krümmung des Stromes liegt. In ihrer Nähe befindet sich der Hafen der zweiten Hauptstadt des Königreichs. Nach allen Seiten hin dehnt sich die endlose Thalebene aus; kein Höhenzug begrenzt den Horizont; nur eine einsame Palme bringt ein wenig Leben in diese einförmige, öde Landschaft, die ein getreues Abbild von der Herzensbeschaffenheit ihrer Bewohner ist. Aber nur noch ein wenig Geduld! Bald wird der kahle Hügel sich mit frischem Grün bekleiden; die Samenkörner seiner

köstlichen Pflanzen wird der Wind nach allen Richtungen hin zerstreuen, und die Einöde wird in einen Garten Gottes verwandelt werden, wo aus dem Munde der Kinder und Alten Loblieder erschallen zum Preise des Herrn. Dann wird die Kirche auf dem Hügel stehen wie ein Leuchtturm mitten in der Finsternis und helle Strahlen hinaussenden ins weite Land.“

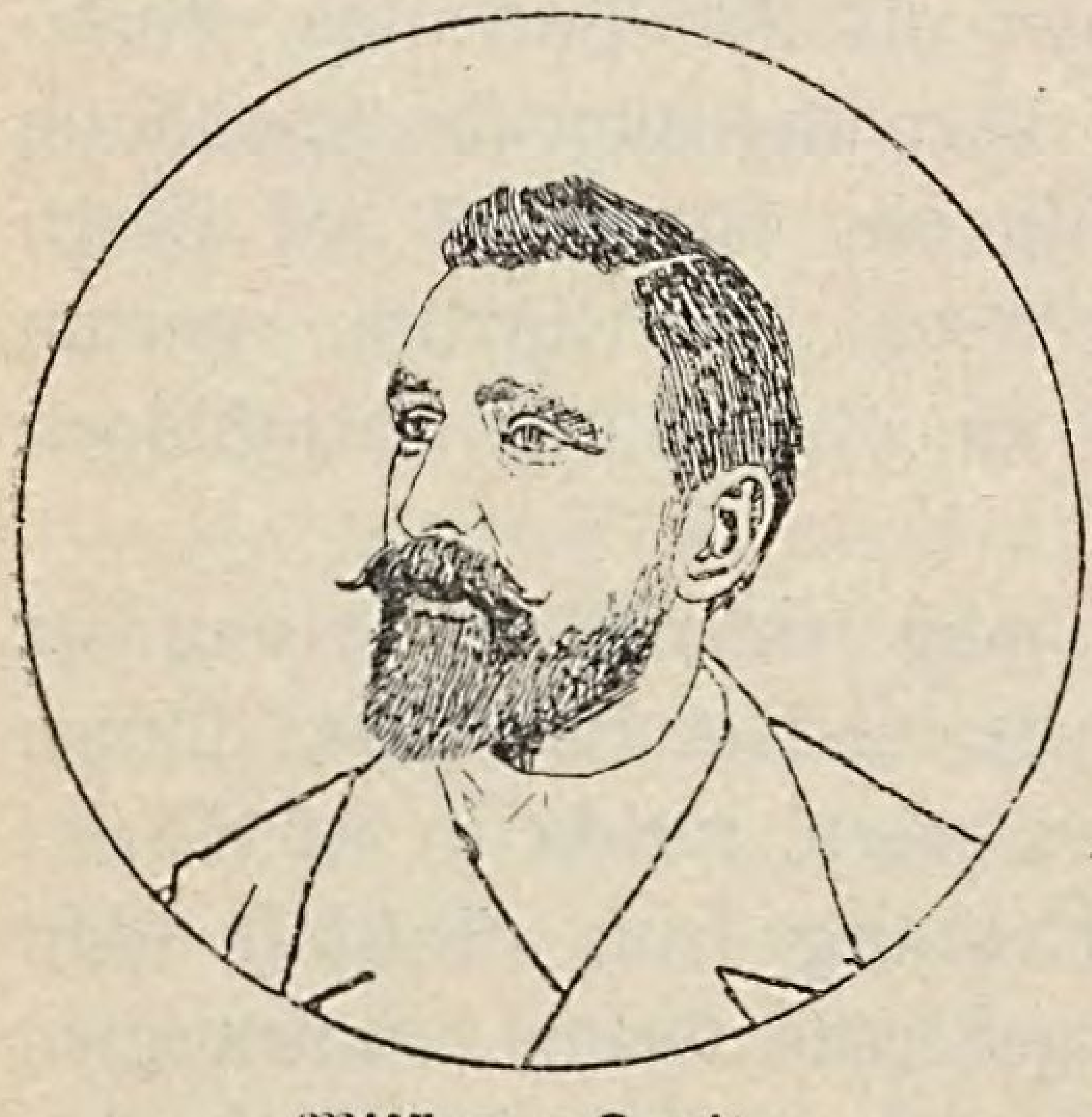
Gott hat große Dinge in dieser Gegend gethan. Jener Genfer Reisende, von dem früher schon die Rede war, schildert in einem Briefe die Eindrücke, die er hier erhalten hat: „Ich stehe ganz erstaunt an der Stelle, wo Missionar Beguin vor kaum einem Jahr sein Zelt aufschlug. Heute wohnt er in einem eigenhändig gebauten Hause und in kurzer Zeit wird er seine Gottesdienste aus der primitiven Halle nach der hübschen Kapelle verlegen können, deren Bau rasch voranschreitet. . . . Nach Landessitte hat mich mein freundlicher Gastwirt heute der Königin Mokwahe vorgestellt. Sie hat gleich ihrem Bruder bewegliche Mienen und einen intelligenten Gesichtsausdruck. Ihre Kleidung besteht aus leichtem Baumwollenzeug; als einzigen Schmuck trug sie eine große, geschnitzte Elfenbeinnadel in ihrem wolligen Haar. Sie führte uns durch ihr ‚Residenzschloß‘ und zeigte uns auch ihren großen Prunksaal, dessen Wände mit Schilfmatten tapeziert sind; auch der Boden ist dicht mit Matten belegt, die sie großenteils selbst verfertigt hat. Die Königin hält es durchaus nicht unter ihrer Würde, dergleichen Arbeiten zu verrichten; so ist sie auch z. B. in der Töpferkunst eine Meisterin. . . . Eine ‚Hofdame‘ der Königin bot uns mit viel Anmut einen säuerlichen, angenehm schmeckenden Trank dar, der von Milch und Maisschleim zubereitet wird. . . . Als wir zurückkamen, traten wir in die Schule ein, welche sich neben der Kapelle in einer geräumigen Hütte befindet. Da saßen 50 Kinder beisammen, mitten unter ihnen die kleinen Mädchen

Mokwahes und übten mit großem Eifer und ganz überlaut ihre Lieder ein. — Am anderen Tage kam die Königin mit einem kleinen Gefolge auf die Station und nahm am Mittagessen teil. Als gebetet wurde, kniete sie gleich den anderen nieder. . . . Der Gottesdienst war sehr besucht. Die Schwarzen waren ganz Ohr. Es mögen 250—300 Personen zugegen gewesen sein.

„Wie reich ist doch solch ein Missionsleben! Welch hohe Anforderungen werden an einen Missionar gestellt! Er ist Pfarrer, Lehrer, Reiseprediger, Baumeister, Ratgeber von Fürsten und Häuptlingen nicht weniger, als von allen anderen Leuten; dabei strömen ihm die Kranken scharenweise zu und er ist ihr Arzt und oft auch ihr Krankenwärter. In der Zeit vom 1. Juni bis 31. August sind zu Herrn Beguin nicht weniger als 280 Patienten gekommen. . . .“ Durch ungeschickte oder ungenügende Ausübung dieser Pflichten kann der Missionar das Werk des Herrn sehr aufhalten. Obige Zahl macht es erklärlich, warum die Brüder draußen so laut um Zusendung verständiger, christlicher Aerzte rufen. —

Ehe Missionar A. Jalla nach seiner Rückkehr von der Konferenz seine Station Sefula noch erreicht hatte, kamen ihm wohl 40 Leute von dort entgegen, welche in der Freude ihres Herzens über ihre Bekehrung seine Ankunft nicht erwarten konnten. Einige Eingeborene, welche den bewegten Versammlungen in Kazungula beiwohnten, kamen hierher und erzählten überall davon. Die Folge war, daß sich erst wenige, dann immer mehr vereinigten, um zu Gott zu beten, welcher sich denn auch gnädig zu ihnen herabließ und ihre Gewissen aufweckte, so daß sie dem Evangelisten Paulus erklärten, sie können nicht mehr weiterleben wie bisher, sondern wollen jetzt auch Gott dienen, wie ihre Brüder in Kazungula und die Missionare. — „Wir verbrachten fast den ganzen Tag mit ihnen, um sie zu prüfen

und ihre Sündenbekenntnisse entgegenzunehmen. Welch unergründliche Verderbnis offenbarte sich uns da! Wie hart hatte sie Satan gebunden gehalten! Und nun, welche Freude über die Erlösung!“ — Die Zahl der Erweckten wuchs sehr schnell. „Wir wissen ja wohl, daß mehrere unter ihnen durch die Macht der Bewegung mitgerissen wurden, ohne bekehrt worden zu sein; sie haben auch ein öffentliches Sündenbekenntnis abgelegt, sind sich aber ihrer Sünden noch nicht so recht bewußt und innerlich noch nicht zerbrochen und gebeugt. Sie möchten gerne anders leben als bisher, haben große Angst vor den Gerichten Gottes und ließen sich die Freude der Neubekehrten auch ganz wohl gefallen; aber das ist noch keine Bekehrung, noch kein ernster, entschiedener Bruch mit der Sünde.“ — Auch hier wurde es als zweckmäßig erachtet, diese Neubekehrten nach ihrer Erkenntnis und ihrem Eifer in verschiedenen Abteilungen zu unterrichten.



Missionar Davit.

Mitten in dieser Arbeit wurde die Uebersiedlung Missionar A. Jallas nach der Hauptstadt dringend notwendig. Nur einer der Evangelisten konnte in Sesula zurückgelassen werden, um zu pflegen, was bis jetzt gewachsen war und die Schule in gutem Stande zu halten. Die Gebäulichkeiten werden freilich, solange sie nicht bewohnt sind, kaum vor den Insekten bewahrt werden können und bald zerfallen. Doch, so Gott will, wird Missionar Davit in Kürze die Leitung der Station übernehmen können und ohne Zweifel wird Herr Mercier hier seine Industrieschule gründen.

Wir kehren wieder nach Lealuyi zurück. Schon vor seiner Reise nach den Stationen des Niederlandes hatte Missionar Coillard eine wesentliche Veränderung zum Guten in der Gesinnung der Bevölkerung wahrnehmen dürfen. Es schien ihm fast unmöglich, gerade jetzt seinen Posten zu verlassen und auch die Eingeborenen, sowie der König bedauerten seine Abreise. Der letztere sagte zu ihm: „Was werden wir wohl anfangen, solange du nicht hier bist? Wir wollen genau nachsehen, daß die Leute zur Kirche kommen; aber . . .“ Drei Tage nach einander sandte er Eilboten ab, um den Missionar auf seinen Haltstationen in seinem Namen zu grüßen und sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Nach seiner Rückkehr schreibt unser alter Freund: „Was mir am ersten aufgefallen ist, war die Menge der Zuhörer beim ersten Gottesdienst, den wir wieder miteinander feiern durften. So groß ich sie auch baute, — die Kirche ist überfüllt. Am folgenden Sonntag waren womöglich noch mehr Leute anwesend, als damals bei der Einweihung. Alle Bänke und Gänge, die Altar- und Kanzelstufen waren dicht besetzt und es drängten sich draußen noch kleine Gruppen in die Nähe der Thüren und Fenster um etwas aus der Predigt zu vernehmen. Das Herz bebte mir vor Freude, als ich die stille Aufmerksamkeit und den Ernst dieser großen Zuhörerschar wahrnahm, mitten im Tumult und Taumel des Heidentums. . . . Obwohl ich meine Heiden in keiner Weise ermutige, mit freiwilligen öffentlichen Bekenntnissen hervorzutreten, so haben doch schon verschiedene derselben durch diesen Schritt bewiesen, daß sie mit dem alten Sündenleben ernstlich brechen wollen und ich komme ihnen mit Freuden zu Hilfe und darf sagen, daß die meisten davon in den Kampf eingetreten sind. Wir Missionare sind so sehr an die vieljährige Feindschaft oder Gleichgültigkeit der Heiden gewöhnt, daß wir uns

inmitten all dieser Bewegungen fast gar nicht zurechtfinden können. Wir fragen uns mit einer gewissen Aengstlichkeit, ob das, was wir sehen und hören, wirklich das Werk Gottes ist; ob Gott auf dieses arme Volk jetzt thatsächlich die ersten Tropfen des Regens fallen läßt, um den wir so sehnlichst gefleht haben? Gott weiß es, daß es unser ernstes Bestreben ist, nicht vor der Menschen Augen auffällige Werke zu wirken, indem wir auf den ewigen Felsen Holz, Heu und Stoppeln aufhäufen, sondern aus Edelsteinen, Gold und Silber ein Bauwerk darauf zu gründen, das, so klein es auch erscheinen möge, doch echt und feuerbeständig sei. ... O, wie oft ringt unsere Seele mit Gott im Gebet! Und wenn dann die Erhörung kommt, so sind wir derart darüber erstaunt, daß wir kaum daran glauben können! Auch auf unsere Lippen drängt sich immer und immer wieder der Ausruf der Jünger in dem Hause des Johannes (Markus): ‚Rhode, du bist unsinnig!‘ Und doch glauben wir daran! Ja Herr, wir glauben, aber hilf unserem Unglauben! Es ist eine ganz merkwürdige Thatsache und wir loben und preisen Gott dafür, daß diese Bewegung eine so allgemeine und gleichzeitige ist, von Kazungula bis Lealuyi und sich durch alles hindurch spürbar macht! Die Schulen und Kirchen waren noch nie so zahlreich besucht, als jetzt; die Seshekier bleiben zu Hause und lernen das Feld bestellen; das Gefängnis steht fast leer und der König entläßt viele seiner Krieger.“

Von einer Versammlung, welche durch ein besonderes Vorkommnis ein sehr ernstes Gepräge trug, berichtet Missionar Coillard folgendes:

„Meine eindringlichen Ermahnungen und die ergreifenden Worte eines Liedes, das ich mit den Brüdern allein sang, schienen die Herzen aller sehr bewegt zu haben. Mitten in der feierlichen Stille, die stets unseren Gebeten vorangeht, erhob sich Lewanika plötzlich von seinem Sitz

und wandte sich an eine seiner Frauen, ein liebliches junges Wesen, sanft und schüchtern wie eine Taube, mit folgenden denkwürdigen Worten: ‚Nolianga, warum schweigt dein Mund heute von den göttlichen Dingen, die in deinem Herzen wohnen und die du lieber hast als dein schönstes Kleid? Ist dein Gewissen nicht schon oft von deinen Gedanken geschlagen worden, daß du vor Schmerzen selbst bei Nacht keine Ruhe fandest? Warum bist du denn so still? Sage mir doch was dich abhält, dein Herz jetzt zu Jesus Christus hinzutragen, daß es für immer Ihm gehöre? Was fürchtest du denn? Vor welcher Gefahr hast du Angst? Habe ich jemals meine Kinder gehindert, sich zu bekehren und Gott zu dienen? Ich, Lewanika habe es gesagt! Rede, Nolianga!‘ Eine große Stille folgte; alle blickten auf das schluchzende Weib. Nolianga redete nicht; sie glich jenem Weibe, das einst die Füße des Heilandes mit ihren Thränen netzte und sie mit ihren Haaren abtrocknete. Dieses kleine Vorkommnis ist für das ganze Volk der Barotsis ein vielbesprochenes Ereignis. Es wird niemand die Bedeutung und Tragweite dieser Königsworte entgehen; man fragt sich aber mit Recht, warum er selbst nicht weiter gegangen ist und den entscheidenden Schritt gethan hat? Die junge liebenswürdige Frau, die zugleich eine Verwandte des Königs ist, wurde schon vor längerer Zeit vom Worte Gottes erfaßt. Zwischen ihr und Norea, der Frau unseres Evangelisten Jacobo, besteht die innigste Freundschaft; sie hat sich öfters von derselben aus der Bibel vorlesen und erzählen lassen und durch ihre Anleitung auch das Lesen und Schreiben gelernt. Das Werk der Gnade hat sich an ihrem Herzen sichtbar vollzogen. — Schon vor einigen Wochen und ohne daß wir eine Ahnung davon hatten, gestand sie dem Könige, daß sie dem Drängen des Geistes Gottes nicht mehr zu widerstehen vermöge und eine Christin werden müsse. Sie sei

sich dessen wohl bewußt, daß sie dann den Harem des Königs verlassen und auf alle Vorrechte ihrer jetzigen Stellung verzichten müsse; aber sie wolle mit Freuden alles hingeben für Christum. Dann bat sie ihn flehentlich, daß er sie ganz freigeben und nicht nach heidnischer Sitte an einen anderen verheiraten möchte, so daß ihr freie Wahl bleibe, ihr Haus zu bauen, wo sie wolle und sich wieder zu verheiraten oder nicht, ganz wie es ihr gefalle. Lewanika gewährte ihr diese Bitte ohne weiteres. Er ist sehr zufrieden über ihren Entschluß und wünscht nichts sehnlicher, als auf eine solche Art von allen seinen übrigen Weibern los zu werden. Er hat nicht den Mut, dieselben heimzuschicken und ‚will es Gott überlassen, sie zu zerstreuen'. Um Noliangas willen hat er die bestehenden heidnischen Ehescheidungsgesetze aufgehoben und dafür die weise Verordnung gegeben, daß jede Frau eines Mannes, der mehrere Weiber hat, im Falle sie sich bekehrt, frei sein solle, den Mann zu verlassen und hin zu gehen, wohin sie will, es sei denn, daß es dem Manne gefalle, sie zu behalten und die andern Weiber heimzuschicken; dann sei es ihre Pflicht, bei ihm zu bleiben und nicht fortzugehen. Einst gab er seinen Häuptlingen in Bezug auf ihre Stellung im zukünftigen Leben eine treffende Erklärung ab. Er sagte: ‚Gott ist der große König über uns alle. Er fordert von allen Gehorsam, aber zuerst von denen, die sagen, sie seien seine Unterthanen. Thut einer, der das gesagt hat, nicht alles was Gott in Seinem Gesetz befiehlt, so glaubt ihm ja nicht, wenn er behauptet, daß er Gott diene. Gott kann und will allen denjenigen unter Seinen treuen Dienern, die Seinen Willen thun, einen schönen Lohn geben. Manchmal erhebt Er gerade die geringen Sklaven. Im Himmel werden auch die Sklaven große Herren; ja Gott kann sie dort sogar zu Häuptlingen und Ministern einsetzen. Es sitzen hier im Lekhothla große Häuptlinge, die werden bald

sterben und dann in der Hölle elende Sklaven sein und gepeinigt werden, während solche, die ihr heute als geringe Leute verachtet, dereinst zu Fürsten über uns alle gesetzt werden können.' Ich darf sagen, daß diese Worte auf viele heilsam gewirkt haben."

Lewanika hat früher auf seinen Kriegszügen viele Sklaven gefangen und dann an die Händler verkauft. Das hat er nun natürlich aufgegeben. Um aber auch seinen Häuptlingen alle Gelegenheit abzuschneiden, künftig in Versuchung zu fallen, hat er den Sklavenhändlern das Betreten seines Landes bei Todesstrafe verboten, obwohl ihm die bloße Begünstigung dieses schrecklichen Handels großen Vorteil gebracht hätte. Welch herrlicher Sieg des Evangeliums!

Um diese Zeit meldete ihm sein Sohn Litia, daß er sich nun ernstlich zu Gott bekehrt habe und bat ihn um die Erlaubnis, sein zweites Weib wieder heimschicken zu dürfen. Zugleich bezeugte er seinem Vater, welche Freude in seinem Herzen eingezogen sei und ermahnte ihn freimütig, doch auch ohne Zögern die Sache Gottes anzunehmen. Auf dieses erwiderte Lewanika: „Ich höre mit großer Freude, daß du deinen Platz unter den Kindern Gottes wieder eingenommen hast. Laß dein anderes Weib wieder mit Frieden in ihrer Mutter Hütte ziehen und schenke ihr die Freiheit. Sei nun aber ein Mann und betrüge nicht wieder Gott, die Missionare und unser Volk! Vielleicht werde auch ich später thun wie du, mein Sohn." Dies ist auch der Gegenstand der herzlichsten Fürbitte des Prinzen für den König, sowohl öffentlich, als auch im Kämmerlein.

„Die Zahl der regelmäßigen Zuhörer steigerte sich bis auf 400 Seelen und die Schule konnte bald die Menge der Schüler nicht mehr fassen; es waren durchschnittlich 200 Alte und Junge, welche täglich zum Unterricht kamen

und unter der Leitung Willys gute Fortschritte machten. Viele derselben kamen in unsere Sonntagsschule, an welcher sich auch Frau Jalla sehr eifrig beteiligte. Im Herbst zählten wir auf allen Stationen ungefähr 1500 Taufbewerber, die uns fast alle durch ihre Beständigkeit Freude gemacht haben; getaufte Christen waren es damals über 400.“

Jetzt konnte auch an die Errichtung einer „Bibelschule“, welche längst von den Missionaren gewünscht wurde, gedacht werden. Sie erklärten alle einmütig: „Es ist unbedingt notwendig, daß wir hier eingeborene Evangelisten haben.“ Missionar Coillard machte denn gleich den Anfang und nahm zunächst vier junge Barotsis auf. „Ich kleide und nähre sie,“ schreibt er, „und sie helfen mir in meiner Haushaltung, beim Anpflanzen, und begleiten mich fast überall hin. Sie sind meine Kinder und meine Schüler zugleich. Sie haben sich zwei Hütten gebaut in denen sie hausen: Die eine hat eine große Oeffnung, das ist die Thüre und eine kleinere, welche als Fenster gilt. Es ist unser Studierzimmer und Hörsaal. Im Vordergrund haben sie vier Pfosten in die Erde geschlagen und solide Dielen darübergelegt, das ist unser Tisch; vier dauerhafte Steinblöcke dienen ihnen als Sitze. Die andere Hütte, welche nach Negerart nur ein niedriges Schlupfloch als Eingang hat, ist ihr Schlafkabinet.“ (Fürwahr, ein sehr bescheidener Anfang!)

„Ach, wie schwer fiel es mir gerade jetzt, mich für 3 bis 4 Stunden täglich mit einigen Schülern einzuschließen, um mit ihnen Theorie zu treiben, wo es mich so gewaltig in die Praxis hineinzog! Flügel hätte ich haben mögen, um durchs Land zu fliegen, und meinen Barotsis das Evangelium zu verkündigen. Aber um der Zukunft des Landes willen will ich mich diesen Jünglingen ganz hingeben. Es ist für mich ein schweres Leiden, daß wir daheim wie eingesperrt sind und daß uns das Reisen

ganz unmöglich ist. Ich hoffe, bei der nächsten Konferenz den rechten Mann zu finden, der dieser schönen und wichtigen Aufgabe gewachsen und im stande ist, später auch eine Unterrichtsanstalt mit gesteigerteren Anforderungen zu leiten." Missionar A. Jalla scheint als hierzu besonders befähigt von seinem alten Freunde ins Auge gefaßt worden zu sein. Er wird wohl mit diesem Amte betraut werden, sobald Gott einen Ersatzmann für seinen derzeitigen Posten sendet.

Evangelisationsreisen.

Rückkehr Missionar Coillards nach Europa.

„Flügel hätte ich haben mögen . . .!“ hörten wir soeben unseren lieben alten Missionar mit jugendlichem Feuer ausrufen. Als einige Monate später mehrere Häuptlinge aus entfernteren Gegenden des weiten Reiches nach der Hauptstadt der Barotsis kamen und durch die Predigt des Evangeliums und alles, was sie hier sehen durften, mächtig ergriffen, großes Verlangen nach diesem „guten Wort“ zeigten, schreibt er: „Lealuyi ist eine Kanzel, von welcher aus die mächtige Stimme des Evangeliums bis zu den fernsten Stämmen der ganzen Gegend erschallt. Die Stadt ist ein mächtiges Evangelisationsfeld geworden, welches allein schon die Zeit und Kraft eines aufopfernden, geisterfüllten Mannes bedarf. Neue Thüren öffnen sich für uns; aber ach, wie dürfen wir daran denken, dort einzudringen, wenn wir zur Besetzung der schon geöffneten Thore nicht einmal Mannschaft genug haben!“

Im Sommer 1895 wurden dem eroberungslustigen Streiter des Herrn die ersehnten Flügel gegeben, das heißt, er sah die Möglichkeit gekommen, eine Reise zu den benachbarten Volksstämmen zu machen. Den Stamm der Balubales am rechten und den der Balundas am linken Ufer des mächtigen Stromes haben sich die Barotsis unterworfen und tributpflichtig gemacht; dorthin wollte er

ziehen. Eine stattliche Truppe Eingeborener begleitete ihn, darunter zehn Jünglinge aus den Reihen der Neubekehrten, die als Liedersänger und Bibelleser Verwendung fanden. Lewanika hatte eine Gesandtschaft an die Häuptlinge jener Stämme vorausgeschickt, um ihm einen guten Empfang zu sichern. Als die Wege vor ihm so gebahnt waren, reiste er mit seinen Gefährten dahin.

Der erste bedeutende Ort, den sie erreichten, war Libonda. Es lebte hier ein Greis, welcher sich noch lebhaft an Livingstone erinnerte. Kaum hatte Missionar Coillard den Mund zur Verkündigung des Wortes aufgethan, so rief jener Alte aus: „Ja, geradeso redete er zu den Makololos!“ Ein dreizehnjähriger Knabe, welcher die Schule von Lealuyi besucht hat, lehrte Kinder und Frauen verschiedene Lieder singen, so daß diese beim Beginn und Schluß der Predigt zu ihrer eigenen Freude ganz hübsch mitsingen konnten. — „Libonda ist mit vielen Dörfern umgeben;“ bemerkt unser Freund, „es wäre ein für die sechste unserer Stationen außerordentlich günstig gelegener Zentralpunkt — wenn wir erst den Mann dazu hätten.“

An mehreren, teilweise sehr entfernt liegenden Orten stieß unser Reiseprediger auf Leute, mit denen er schon früher zusammengetroffen war; einzelne hatten ihn und das Wort, das sie aus seinem Munde gehört, nicht vergessen. „Als sie mich sahen, erhellten sich ihre Angesichter und sie äußerten große Freude. ‚Lumela moruti! lumela moruti!‘ riefen sie, indem sie auf mich zueilten, ‚als du uns damals an jenem schönen Sonntage sagtest, daß du uns besuchen würdest, konnten wir es nicht recht glauben. Und jetzt bist du doch gekommen!‘ Treuherzig boten sie uns ihre gerösteten Fische zum Mittagsmahl an.“ —

Sinde ist der größte Häuptling der Balundas, sozusagen ihr Fürst. Sein Volk ist furchtbar abergläubisch, lebt in Knechtschaft, Angst und Elend dahin und hat keine

Ahnung von dem Wert eines Menschenlebens. Er selbst war gegen den Missionar und seine Begleiter sehr freundlich, nahm sie bei ihrer Ankunft gütig auf und ließ sie unbehelligt weiterziehen. Er scheint für das Wort Gottes empfänglich zu sein, hatte aber an den zehn Geboten, welche man ihm vorlas, allerlei auszusetzen. Zwei Jünglinge, die ihren Glauben in seiner Gegenwart schlicht und einfältig bekannten, stimmten ihn ernst; ihre Sprache war freilich auch derart, daß sie Eindruck machen mußte. Einer derselben sagte einmal vor den versammelten Häuptlingen und dem Volke: „Mir ist bange um euch, meine mit mir geknechteten Brüder und Schwestern; denn Satan betrügt euch, wenn er euch einredet, das gute Wort von Jesus sei nur für unsere Herren. Und ich habe Angst und zittere um euretwillen, ihr Häuptlinge! Ihr prahlt und verlaßt euch auf euere Macht; ihr bildet euch ein, ihr kommet in den Himmel, weil ihr die Großen seid! Aber nehmt euch in acht, sonst werdet ihr die Thüre verschlossen finden. O, höret doch, wie ich euch bitte und flehe: Machet euch klein, ganz klein vor Gott! Werfet euch in den Staub vor Ihm! Ihr werdet freilich denken: warum redet dieser Knabe so zu uns, die wir doch seine Herren sind? Hat er den Kopf verloren? O, ich muß es euch sagen, weil ich verloren war und Jesus hat mich gerettet, und ich bin jetzt sehr fröhlich, aber ihr nicht!“

Außer Sinde mußten noch eine Reihe anderer Häuptlinge besucht werden; es wollten viele das gute Wort von Jesu in ihren Dörfern von mir hören. Dann ging's über den Strom zu Kakenge, dem Oberhäuptling der Balubales. Sein Dorf liegt etwa 600 Kilometer von Lealuyi entfernt; die Vorräte schmolzen während der langen Fahrt dorthin sehr zusammen und man freute sich, bald neue bekommen zu können. Aber das war nicht so leicht. Der Bote, welcher unseren Freunden vorausgesandt worden

war, um ihre Ankunft zu melden und alles Nötige bis dahin vorzubereiten, hatte seinen Auftrag nicht erfüllt und infolgedessen war der Empfang, der ihnen hier zuteil wurde, ganz anders als bei „Freund Sinde“. Kakenge war ganz unnahbar. Seine Antwort auf den Gruß des Missionars, welcher alles in Ordnung glaubte, war ein kurzer, grober Befehl, sofort das Land zu räumen. Auf die Weigerung des Missionars sandte er ihm ein gerüstetes Heer entgegen. „Kaum war die Nacht gekommen, so ertönte auch schon die große Kriegstrommel, es wurde lebhaft mit Flinten geschossen und dazu geschrieen und geheult; es war ein entsetzlicher Lärm. Gegen Mitternacht begannen sie ihren Kriegstanz; wir wußten, was das zu bedeuten hatte, befahlen unsere Seelen Gott und stärkten uns im Gebet. An Schlaf dachte keiner; doch wurde in dieser Nacht niemand getötet. Am folgenden Tage fand eine Unterhandlung statt, durch welche aber das Mißverständnis in keiner Weise aufgeklärt wurde. Unsere Abendversammlung verlief sehr ernst; ich dankte Gott, daß Er uns bisher alle am Leben erhalten hatte und auch ferner mit großer Vatertreue über Seinen Kindern wachen werde nach Seiner Verheißung. Dann ermahnte ich meine Leute, ihr Vertrauen ganz auf Gott zu setzen und Ihn nicht durch Furcht zu betrüben. Ich erzählte ihnen zur Beruhigung meine Erlebnisse mit Masonda bei den Banyais und unsere Errettung durch des Herrn wunderbare Hilfe. ‚Nun seid getrost, meine Freunde,‘ sagte ich, ‚das Herz Kakenges ist in der Hand Gottes, wie das des Masonda. Ihr werdet sehen, daß Gott uns nicht nur Speise schicken, sondern uns auch Friedensworte hören lassen wird, und kein einziges unserer Haare darf gekrümmt werden!‘ Meine Worte mögen verwegen erscheinen, aber ich sprach sie im Auftrag des Herrn, dessen Diener am Wort ich bin. Meine Begleiter schauten mich erst verwundert

an; aber als sie die Kraft der Worte spürten, dachte keiner mehr an die Flucht. Unter Gebet und Flehen wurde auch diese Nacht schlaflos zugebracht. Ich war ruhig und voll Vertrauen. Es galt diesmal die Ehre meines Herrn; ich durfte getrost sein. Der Morgen kam und keinem war ein Leid geschehen. Aber wo war die verheißene Erhörung? — Ich ließ Kakenge sagen, ich würde ihn besuchen, ich allein. ‚Warte,‘ erwiderte er, ‚ich kann nicht mit jemand sprechen, der hungrig ist!‘ Das war wenigstens ein Hoffnungsstrahl. Der Morgen verging uns mit lauter warten. — Nichts! — Es wurde Mittag, Nachmittag. — Immer noch nichts! — Endlich gegen drei Uhr schritt eine lange Reihe Träger auf unser Lager zu. Die erwartete Speise kam: ganze Körbe voll Brotfrüchte, Bataten, Hühner und wer weiß, was alles noch. . . .“ Der Missionar überbrachte ihm selbst das große Stück Kalako, das er ihm als Bezahlung für die übersandten Lebensmittel zugedacht und überreich zugemessen hatte. Zum Glück war es ganz nach seinem Geschmack. Kakenge vergaß vor Freude darüber gänzlich seiner Würde, trug selbst seinen Schemel herbei und setzte sich dicht vor mir nieder. Sein Gesicht strahlte. Dann rief er: „Jetzt glaube ich, daß ihr nicht in böser Absicht gekommen seid! Vergesset die üble Behandlung der vergangenen Tage. Ich hatte meinen Kriegern den Befehl gegeben, euch zu ängstigen und dann aus dem Wege zu schaffen; ich habe ihn soeben zurückgenommen.“ So konnte die Karawane ungehindert den Rückweg antreten.

Auf diese Weise rechtfertigte Gott den Glauben Seines treuen Knechtes. „Eines ist gewiß,“ sagte er später, „daß, wenn wir je einmal wieder diese Reise zu machen hätten, wir doch solche Gefahren nicht mehr bestehen müßten.“

Während dieser zehnwöchentlichen Reise durfte er eine große Freude erleben: Neun von seinen Ruderern wurden für den Herrn gewonnen. Die täglichen Andachten und

häufigen Ansprachen, denen sie zuhörten, die Aengsten und Nöten bei den Balubales und die wunderbare Errettung, die sie erfahren hatten, brachten solch herrliche Frucht hervor.

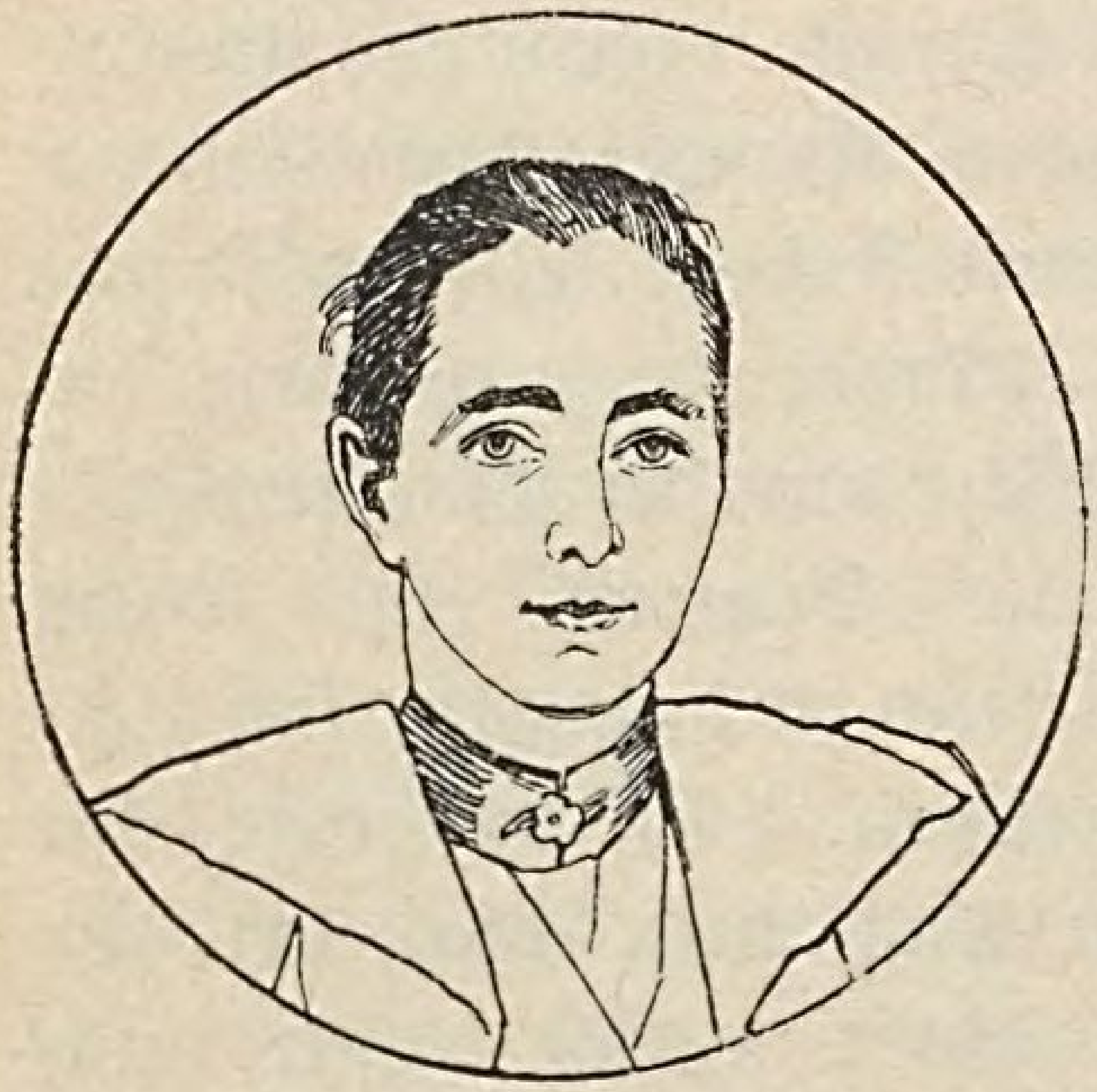
Aber ach! auch die fortwährenden Anstrengungen und häufigen Gemütsbewegungen blieben nicht ohne Folgen für den rastlos thätigen Mann! Seine Gesundheit brach plötzlich zusammen, kurz vor Beginn der fünften Konferenz der Sambesimission, welche im September 1895 in Lealuyi stattfand. Er leitete dieselbe noch trotz der größten Schmerzen und körperlichen Schwäche, von seinem Bette aus. Einen Monat später sehen wir ihn gerüstet, eine Reise nach Europa anzutreten, wo er Gesundheit und Kräfte wieder zu erlangen hoffte. Diese große Reise*) war für den lieben Kranken ungemein schwierig und verursachte seinem leidenden Körper viel Schmerzen und Beschwerden. Es kostete den im Dienste ergrauten Pionier genug Selbstverleugnung und harte Kämpfe, diese Gegend jetzt zu verlassen und sich von seiner Arbeit, seinen Plänen, seiner Missionsfamilie und den „Kindern“ zu trennen, die ihm geboren wurden „wie der Thau aus der Morgenröte“.

Der Abschied war sehr traurig. Semonji, einer seiner Hausknaben, war mit keinen Mitteln zu bewegen, sich von seinem geliebten „Vater“ zu trennen. Er begleitete ihn auf der Reise und pflegte ihn Tag und Nacht in der rührendsten und aufopferndsten Weise. „Ich sehnte mich sehr danach, doch noch einmal das Dorf zu besuchen, ehe ich abreiste,“ schreibt Missionar Coillard unterwegs, „allein dieser Herzenswunsch blieb mir unerfüllt. Dagegen führte mir Gott Andreas, meinen armen, verlorenen Sohn, noch einmal zu. Er wird zurückkehren und wieder Aufnahme im Hause Gottes finden, ich kann es zuversichtlich glauben und seine Geständnisse bestärken mich darin;

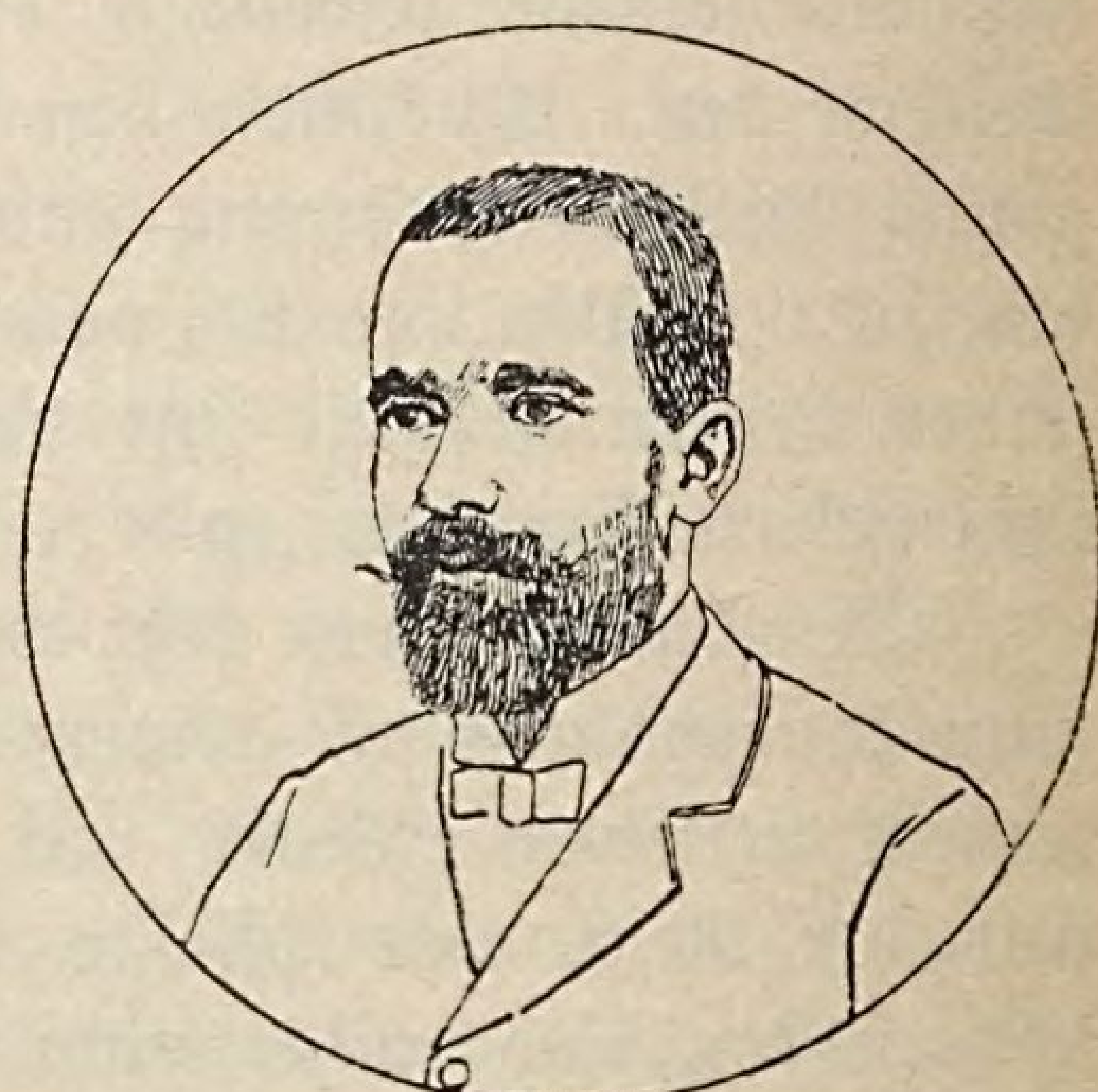
*) Missionar Coillard ist am 18. Juni 1896 wohlbehalten in Paris angelangt. (Siehe die Notiz am Schlusse des Buches). Der Uebersetzer.

aber vorläufig hütet er noch die Säue und beneidet sie um ihre Träber. Der König besuchte mich oft in diesen Leidenstagen. Als ich einmal meine Betrübnis darüber äußerte, daß er so lange zögerte, den letzten entscheidenden Schritt zu thun, antwortete er: ‚Wenn ich noch kein Kind Gottes bin, so ist das nicht deine Schuld; denn du hast dir um meinetwillen viel Sorge und Unruhe gemacht und auch mir tagtäglich keine Ruhe gelassen.‘ In Seiner großen Barmherzigkeit gab mir mein Gott Gnade und Kraft beim Abschied, und ich durfte die Menge noch einmal ermahnen und durch Sein Wort erquicken.

Die Strecke bis Kazungula wurde in einem Boote zurückgelegt. Hier traf er mit Geschwister L. Jalla zusammen, welche ebenfalls zur Kräftigung ihrer Gesundheit



Frau Boiteux.



Missionar Boiteux.

nach Europa reisten. Die Leitung ihrer Station wurde inzwischen in die Hände von Geschwister Boiteux gelegt.

„In einigen Tagen werden wir über den Sambesi setzen,“ schreibt er noch von hier aus. „Beim Gedanken an diesen schmerzlichen Schritt thut mir das Herz weh. Doch fällt ein heller Lichtstrahl in die Nacht meiner Traurigkeit herein und hilft mir auf die Kniee, um meinen

wunderbaren Gott zu loben. Welch ein Kontrast zwischen damals, als wir im Jahr 1884 über diesen Strom fuhren und jetzt! Damals gab es keine einzige Seele in dieser ganzen Gegend, die den Namen Jesu kannte und Ihn anbetete. Solange die Ueberfahrt unseres Gepäcks dauerte, hatten wir uns in zwei Lager getrennt, das eine diesseits, das andere jenseits des Stromes. Wenn abends die Biwakfeuer loderten, sangen wir einander über das Wasser hinüber unsere Lieder zu. ‚Tlong ho Yesu!' scholl es von einem Ufer zum anderen; aber unsere Stimmen verloren sich ohne Echo in den Sandwüsten dieser Gegenden. Heute stehen wir wie träumend, von vielen Kindern dieses Landes umgeben, die alle Jesum Christum als ihren Herrn bekennen, und sehen mit Staunen die Werke Gottes. Wo einst in finsterem Aberglauben den Dämonen Opfer gebracht wurden, stehen jetzt die Götzenaltäre zerfallen und es erheben sich an ihrer Stelle fünf Tempel, in denen dem wahren Gott vom Himmel Lob und Anbetung dargebracht wird von christlichen Gemeinden, die sich um blühende Stationen gesammelt haben.

„... Und dann, darf ich es aussprechen, was mein Herz unaufhörlich zu Gott sagt? Ich möchte die Ufer des Sambesi nicht für immer verlassen, wenn ich ihnen auch jetzt Lebewohl sagen muß. Gott kann mir meine Gesundheit wiedergeben, meine Jugendkraft erneuern und mir die Wege zurückbahnen auf mein herrliches Arbeitsfeld, damit ich meinen Freunden bei dem Einbringen der Ernte helfen und mich mit ihnen freuen kann." —

Unsere Sambesimission im Herzen Afrikas ist in ein neues Stadium ihrer Entwicklung getreten. Der Herr hat sich zu dem Werke bekannt. Nach Seiner herrlichen Verheißung soll das Wort, das aus Seinem Munde ausgegangen ist, nicht wirkungslos wieder zu Ihm zurückkommen, sondern es wird das erfüllen, wozu Er es gesandt

hat. Wo es unter Gebet und Flehen verkündigt und treu vorgelebt wird, da muß früher oder später statt des Dornbusches die Myrte grünen und die Wüste blühen, wie Rosengärten. Und unsere Aufgabe dabei ist, Gott ohne Aufhören dafür zu loben und zu preisen, daß Er zu Seinem Worte steht und mit dem Geiste eines fröhlichen Gehorsams den Teil an der Arbeit zu vollführen, den Er uns bei diesem Missionswerke zugewiesen hat.

Anmerkung des Uebersetzers.

Seitdem dieses Buch geschrieben wurde, ist Missionar Coillard, wie oben mitgeteilt, nach der Heimat zurückgekehrt. Aus tausend Gefahren errettet, langte er endlich am Ziel seiner Reise an, nach einer langwierigen und oftmals sehr gefährlichen Fahrt, während welcher man in Paris jeden Augenblick die Nachricht von seinem Tode erwartete. Ehe er dahin kam, mußte er sich einer Steinoperation unterziehen, die zwar glücklich verlief, ihn aber dermaßen schwächte, daß man kaum mehr hoffen konnte, ihn je wiedersehen zu dürfen. Bei seiner Seefahrt entging er durch ein Wunder der Vorsehung Gottes dem sicheren Tode. Er sollte nämlich auf dem „Drummond Castle“ nach England fahren. Unsere Leser werden sich wohl daran erinnern, daß dieser Dampfer in der Nähe der französischen Küste mit allem, was darauf war, untergegangen ist. Durch irgend einen Aufenthalt, den es unterwegs gegeben hatte, war es ihm unmöglich gewesen, dieses Schiff rechtzeitig zu erreichen; er mußte die Abfahrt eines anderen erwarten und kam einige Tage später in England an. Der Schreiber dieser Zeilen durfte ihn kurz darauf in London, bei Gelegenheit des Jubiläums der evangelischen Allianz in den gesegneten Versammlungen sehen und hören und mit ihm unter dem gastlichen Dache des Bischofs von Exeter herrliche Tage verleben. Seitdem arbeitet der teure Mann ununterbrochen in Frankreich, Piemont und der Schweiz, um aufs neue in den evangelischen Gemeinden französischer Zunge das Interesse für die Ausbreitung des Reiches Gottes zu erwecken und den Missionseifer anzufachen. Ja er war sogar nach Frankfurt a. M. und Blankenburg eingeladen worden, um in diesem Herbst Versammlungen daselbst abzuhalten; sein derzeitiger Gesundheitszustand verbietet jedoch für den Augenblick die Reise dahin. Doch aufgeschoben

ist nicht aufgehoben und wir geben die Hoffnung nicht auf, doch noch in Bälde Gelegenheit zu haben, den wackeren Bahnbrecher der Sambesimission auch in Deutschland begrüßen zu dürfen, ehe er seine Schritte wieder nach Afrika zurücklenken wird! Der Herr segne Seinen alten und doch im Geist so jugendfrischen Knecht und erfülle an ihm Seine herrliche Verheißung: „Er giebt den Müden Kraft, und Stärke genug den Unvermögenden.“

Frankfurt a. M., September 1897.

Ch. Correvon.

Chronologisches Verzeichnis der wichtigsten Begebenheiten.

Evangelisationsversuche der Londoner Missionsgesellschaft bei den Makololos . . . . 1859—1860
Erste Reise Missionar Coillards zu den Banyais und an den Sambesi. Unterhandlungen mit Robosi—Lewanika . . . 1877—1879
Aufenthalt der Geschwister Coillard in Europa . . . . . . 1880—1882
Missionar Arnot am Sambesi . . . . 1882—1884
Abreise der Missionsgeschwister von Leribe . . . . . . 2. Januar 1884
Ihre Ankunft in Leshoma . . . . Ende Juli 1884
Revolution unter den Barotsis; König Akufuna . . . . . . 1884—1885
Gründung der ersten Station in Seshеke . . . . August 1885
Missionar Coillards zweiter Besuch in der Hauptstadt; König Lewanika; erste Predigt des Evangeliums dort März und April 1886
Gründung der zweiten Station in Sefula; Ankunft der Geschwister Louis Jalla und der Brüder Dardier und Goy 1886—1887

1. Konferenz der Sambesimission in Kazungula . August 1887
Tod Bruder Dardiers . . . . 23. Februar 1888
Die Evangelisten Aaron und Levi verlassen ihren Posten Dezember 1888

2. Konferenz der Sambesimission in Seshеke . . . August 1889
Geschwister A. Jalla in Sefula; Einweihung der dortigen Kapelle Sept. 1889
Gründung der dritten Station in Kazungula . Oktober 1889
Erste Heidentaufe (Andreas — Nguana=Ngombe) . . . . 25. Mai 1890
Abreise der Geschwister Jeanmairet; Geschwister Goy in Seshеke stationiert . . . . Juni 1890
Ankunft von Fräulein Kiener und Missionar Vollet . . . . 1890—1891
Erkrankung und Rückreise des letzteren . . . . 1891—1892
Erholungsaufenthalt von Geschwister A. Jalla in Europa . . 1891—1892
Ankunft des Evangelisten Paulus Kanedy . . . . Oktober 1891
Tod der Gattin Missionar Coillards . . . . 28. Oktober 1891

3. Konferenz der Sambesimission in Sefula . . September 1892
Einweihung der Kapelle in Seshеke; Ankunft des Evangelisten Jakobus Moshabesha 1892
Gründung der vierten Station in Lealuyi (Loatile) Oktober 1892
Ankunft von Geschwister Beguin und der Evangelisten John Radebe und Willy Mokalapa; Fräulein Kiener siedelt nach Kazungula über; Einweihung der Kapelle hier . . . . 1893—1894

4. Konferenz der Sambesimission in Kazungula . . Juli 1894
Fräulein Keck in Seshеke . . . . 1894—1895
Gründung der fünften Station in Nalolo . . September 1894
Geschwister A. Jalla nach Lealuyi versetzt; Gründung einer „Bibel=Schule“ durch Missionar Coillard; Bruder Waddell reist nach Europa 1894
Evangelisationsreise Missionar Coillards zu den Balubales und Balundas . . . . Mai und Juni 1895
Ankunft von Geschwister Boiteux und Davit nebst den Evangelisten Aaron Ndjelepa und Theodor Pheko . . . . . Juli 1895

5. Konferenz der Sambesimission in Lealuyi . . September 1895
Abreise des kranken Gründers der Sambesimission und der Geschwister L. Jalla nach Europa . . . . Dezember 1895
Geschwister Mercier schiffen sich in Southampton ein . . . Januar 1896
Ankunft Missionar Coillards in Paris . . . . 18. Juni 1896

Inhalts-Verzeichnis.

Spurgeon, Rev., **C. H.** † Die Schatzkammer Davids. Eine Auslegung der Psalmen. Deutsch bearbeitet von Pred. J. Millard. In 40 Lieferungen à Mk. 1,—, Subskriptionspreis. (Halbbandweise zu Mk. 5,— berechnet.) Das englische Werk ist in 134 000 Bänden verbreitet. Z. Z. liegt fertig vor Band I Mk. 11,—, geb. Mk. 13,—, für Subskribenten Mk. 10,—, geb. Mk. 12,—.

Das köstlichste aller Werke des gewaltigen, wunderbar gesegneten Fürsten unter den Predigern, worin wir ihn gleichsam bei seinem geheimsten Herzschlag, bei seinem stillsten, heiligsten Sinnen und Lernen und Erglühen und Beten belauschen und kennen lernen, worin er gleichsam uns in sein aus himmlischem Quell trinkendes Herz einführt. — Ein geradezu unerschöpflicher Reichtum von Hilfe bei der homiletischen Vorbereitung auf Predigten und Bibelstunden ist darin enthalten. — Mit jedem neuen Heft freut man sich über die mit großer Umsicht und vieler Mühe bewerkstelligte deutsche Ausgabe des so überaus wertvollen Werkes. — Spurgeons bedeutendste Leistung. — Wer dieses ganz vorzügliche Werk näher kennen lernt, der wird von dem Eindruck gepackt, daß es Besseres über die Psalmen nicht giebt. (Auszüge aus Recensionen.)

Jeder Bibelforscher freut sich über die Fülle von Anregung, die ihm hier in tiefer und doch leicht verständlicher Form geboten wird.

Haslam, Rev., **W.** „Vom Tode zum Leben“ oder 20 Jahre aus meinem Amtsleben. Frei aus dem Englischen übertragen von Pfr. A. L. Schettler. 2. Auflage. 1891. 368 Seiten. Brosch. Mk. 3,—, fein geb. Mk. 4,—.

Der Verfasser ist ein Evangelist von Gottes Gnaden und aus seinen Erzählungen (eine Reihe von Beispielen wunderbarer Erweckungen und Bekehrungen) spürt man die Kraft Gottes, die ihn dahin geführt hat, vielen den Weg des Lebens weisen zu dürfen.

„Das beste Buch für Geistliche, das seit Jahren erschienen ist,“ schreibt ein Pfarrer.

— „Nicht aber ich“. Führungen und Erfahrungen. Frei aus dem Englischen von Pfr. A. L. Schettler. 1890. 433 Seiten. Brosch. Mk. 3,20, fein geb. Mk. 4,50.

Eine Fortsetzung (weitere 20 Jahre) des erstgenannten Werkes.

Der Inhalt ist durchaus evangelisch, vielfach erwecklich, überall interessant und belehrend und im Christentum fördernd.

Schettler, A. L., Pfr. „Ein fröhliches Christenleben“ oder Lebensgeschichte von Billy Bray. 1895. Durchgesehene 2. Auflage. 140 Seiten. Brosch. Mk. 1,—, fein geb. Mk. 1,80.

Die Lebensgeschichte des engl. Bergmanns muß jeden Leser mit Freude, Trost und Beschämung erfüllen. Ein Mann aus dem Volke, welcher aus einem Trunkenbold zu einem Boten des Evangeliums, ein Erbauer von Kapellen, zu einer Feuerseele voll Heiligen Geistes wird, die durch Ernst, Liebe und Kraft Tausende mit sich fortreißt, der himmlischen Sonne entgegen, welch ein herrlich leuchtender Stern im Reiche Gottes!